

## 5. Wasserwirtschaft und Wasserhygiene

### 5.1 Wirtschaftsfaktor Wasser

Jeder Berufszweig braucht für die Verarbeitung seiner Produkte mehr oder weniger viel Wasser. Dennoch finden wir wenig Information über die wirtschaftliche Nutzung des Wassers. Die Aufzeichnungen sprechen meist von einem Pro-Kopf-Verbrauch und berichten nicht über die firmenmäßige Wassernutzungsmenge. Von einigen wenigen Berufsgruppen wissen wir jedoch, daß zur Ausübung ihres Berufes, große Mengen an Wasser - zumeist Nutzwasser - nötig waren. Es sind dies Gerber, Färber, Flößer und Schiffsbauer, Lederer, Müller, Bierbrauer, Wasserträger und Wäscherinnen. Diese Berufsgruppen lassen sich wiederum in mehrere Bereiche gliedern. Es sind die Berufe rund um die Leder-, Nahrungsmittel- und Schiffserzeugung und Reinigung. Die Wasserträger schlugen ihren Profit nicht aus einem Erzeugnis, zu dessen Herstellung Wasser nötig war, sondern aus dem Transport und Verkauf des Wassers von Tür zu Tür.

Wenn wir unsere Überlegungen zur wirtschaftlichen Nutzung des Wassers mit dem Mittelalter beginnen lassen, so lag Wien wie viele Städte an einem Fluß. Die Donau diente als Transportweg und bot Nutzwasser. Das Deutsche Königreich war im Mittelalter reich an kleinen Städten, die meist weniger als 20.000 Einwohner zählten und an Flüssen lagen. Die Wirtschaft dieser Städte funktionierte im allgemeinen noch nicht nach dem marktwirtschaftlichen Prinzip von Angebot und Nachfrage, sondern nach der organisierten Gemeinschaft der Zunftmitglieder, deren Ziel es war, dem Handwerker seinen Nahrungsbedarf zu sichern und Verhaltensregeln vorzuschreiben. Die Sicherung des Nahrungsstands erfolgte durch Ausschaltung der Konkurrenz, durch Zunftstatuten, welche die Produktion des Meisters beschränkten, die Gehilfen- und Lehrlingszahlen vorschrieben, den Rohstoffbezug, den Absatz und den Preis bestimmten. Sofern für den Fernhandel und das Exportgewerbe gearbeitet wurde, beschränkte sich diese Arbeit auf die Produktion von Waren für den Adel und den Klerus. Die Oberschicht kannte noch keine Trennung zwischen privatem und öffentlichem Konsum. Sie bezog ihr Einkommen aus der Rente der Grundbesitzungen oder aus Abgaben und bezahlte damit die meist bürgerlichen Produzenten in der Stadt.

In der Neuzeit wuchsen die Städte auf 20.000 bis 50.000 Personen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verzehnfachten sich die Einwohnerzahlen. Die Städtebildung

des Mittelalters hatte eine starke Dezentralisierung, es gab noch keine Hauptstadt, wie wir sie heute kennen. Jene Stadt, die vom Herrscher zur Hauptstadt erklärt wurde, entwickelte sich in der Neuzeit zur Residenzstadt. Lebten früher Adel und Klerus auf dem Land, so zogen sie nun in die Stadt, um dort ihre Höfe zu gründen. Die Höfe wurden zunehmend prunkvoller und repräsentierten Macht. Sie waren ein Zeichen, um sich von den übrigen Menschen und der übrigen Bauweise der Häuser abzuheben. Nun mußte das Bürgertum seine Machtansprüche in der Stadt an den Adel und den Klerus abtreten. Wer genug Geld hatte, errichtete in der Hauptstadt sein dauerhaftes Domizil und weilte nur noch im Sommer auf dem Land.

Durch die dauerhafte Niederlassung von Klerus und Adel in der Stadt wurden vielfach Handwerker, Dienstboten und Händler in die Stadt gelockt, die hier ihr Glück versuchten. Sie hofften, dort dem Herrscher und seiner Umgebung dienstbar werden zu können und mehr zu verdienen.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts gab es in Europa nur vier Städte mit mehr als 100.000 Einwohner: Paris, Neapel, Venedig und Mailand. Keine dieser Städte hatte mehr als 200.000 Einwohner. Zweihundert Jahre später zählte London fast 700.000 Einwohner, Paris etwa 400.000, Neapel und Amsterdam über 200.000. Die Gesamtbevölkerung Europas betrug ohne Rußland und den Balkanländern um 1500 etwa 65 Millionen, zu Beginn des 18. Jahrhunderts bereits 90 Millionen. Im 16. Jahrhundert hatten Italien und Spanien die meisten Großstädte aufzuweisen. Am Ende des 17. Jahrhunderts waren London und Paris größer als die italienischen und spanischen Städte. Ihre Höfe diktierten die Mode, den Baustil und die Kunst.<sup>440</sup>

Im 16. Jahrhundert entfaltete sich die Textilindustrie. Zwei neue Materialien, Baumwolle und Seide, fanden reißenden Absatz. Auch die Druckerei, die Uhrenerzeugung und die Spiegelindustrie verbreitete sich in Wien. Die Einwohnerzahl in Wien stieg von 30.000 um das Jahr 1500 auf 60.000 im Jahr 1637 und vor der zweiten Türkenbelagerung auf 80.000. Somit wuchs Wien zur größten Stadt im Deutschen Königreich heran und war seit 1612 wieder ständige Residenz der Habsburger.<sup>441</sup>

Unter Maria Theresia entwickelten sich Kommerzbehörden und Manufakturämter. Durch den Schutz vor ausländischen Produkten, festgelegt durch Schutzzölle, kam

<sup>440</sup> Wien, Wirtschaftsgeschichte 1740-1938. Hg. von Günter Chaloupek, Peter Eigener und Michael Wagner. Teil 1: Industrie. (Wien 1991) S. 36f

<sup>441</sup> Wirtschaftsgeschichte, Industrie, S. 41

es zu einer großen Entfaltung der heimischen Industrie und Produktion. Fernab der großen Manufakturen und Fabriken arbeiteten kleine Gewerbetreibende. Zu diesen zählten auch die wassernutzenden Betriebe.

### Ledererzeugung

Ein Beruf, der für die Herstellung seiner Produkte viel Wasser benötigte, war die Ledererzeugung. Diese Berufssparte entwickelte sich vor allem zwischen 1865 und 1873. Vom Gerber bis zum Handschuhmacher, vom Schuster bis zum Sattler waren alle in Wien vertreten. So zählte man folgende Beschäftigte in der Ledererzeugung:<sup>442</sup>

Jahr	1855	1865	1873
Gehilfen	411	490	994
Lehrlinge	68	76	100
Gesamt	479	566	1.094

Seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts gab es in Wien eine leistungsfähige Ledererzeugung. 1841 waren in Wien und seinen Vororten elf Lederfabriken und 143 handwerkliche Ledererzeuger. Bis 1855 änderte sich die Anzahl kaum. Zwischen 1855 und 1865 sanken die Ledererzeuger auf 70 Personen. Durch Einsatz zahlreicher Maschinen, wurden einige wenige Betriebe größer und verdrängten andere. Auch die Handschuhherzeugung expandierte in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts.<sup>443</sup>

Einst siedelten die ledererzeugenden Berufe wie Lederer, Rot- und Weißgerber im Weißgerberviertel, denn die Verfügbarkeit von fließendem Wasser war für die Gerberei unerlässlich. Gewöhnlich befand sich das Gerberviertel stets in unmittelbaren Nähe des Ufers, meist an der Stelle, an dem der Fluß das Stadtgebiet verläßt. Generell wird durch die Verarbeitung des Leders das Wasser verunreinigt und losgerissene Felle können Mühlräder in ihrer Bewegung behindern und den Wasserlauf blockieren. Auch die Geruchsbelästigung für die Stadtbewohner durch die Gerbung und der langsamen Verwesung von noch ungegerbten gelagerten Fellen, sollte durch zu starke Nähe zu den Wohngebieten vermieden werden. Zum

<sup>442</sup> Wirtschaftsgeschichte, Industrie, S. 347, entnommen: Statistik 1855/66, Bd. II, S. 191f.

<sup>443</sup> Wirtschaftsgeschichte, Industrie, S. 347, entnommen: Statistik 1855/66, Bd. II, S. 346

Lockern der Häute benutzte der Gerber auch Urin und Kot und für die Sämischgerberei verwendete man Fischtran zum Einfetten des Leders.<sup>444</sup> Deshalb entstand um 1561 das Gerberviertel in Wien an der Weißgerber Lände (im heutigen 3. Bezirk). Die Niederlassungen der Gerber waren vor allem in der Scheffstraße. Der Name Scheffstraße leitete sich von Schöffstraße, der Schiffstraße, ab. Sie zog sich westlich des Wienflusses vom Stubentor, die spätere Dominikaner- und Biberbastei umgehend, bis zum Donaukanal hin und war mit einer niederen Mauer umgeben. Sie wurde 1529 während des ersten Türkenkrieges zerstört.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts galt die Uferstrecke an der Weissgärber Lände (auf jener Höhe, wo der Wienfluß in den Donaukanal fließt) als verwairst. Die jetzige Radetzkybrücke war eine einfach gezimmerte Holzbrücke für Fußgänger, ringsum meterhohe Holzstöße und kleine Holzhütten für die Wächter und Verkäufer des Brennholzes. Deshalb wurde die Gegend im Volksmund auch Holzgstätten oder Gstätten genannt. Die Radetzkystraße hieß früher Kirchengasse, die nur sehr schlecht zu befahren war. Auch die Parkanlagen wurden erst Mitte des 19. Jahrhunderts angelegt.<sup>445</sup>

Der Ledererhof Am Hof Nr. 11-12. leitete seinen Namen von der Ledererinnung ab, die dieses Gebäude als Zunfthaus und Herberge benützte. Der Alserbach und der Ottakringerbach wurden dort für die Lederverarbeitung genutzt. Im Jahre 1659 wurde das Haus urkundlich auch „Zu den sieben Häusern genannt“, weil es aus sieben kleinen, zweistöckigen Häusern bestand.<sup>446</sup>

## Müller

Schon im ersten Jahrhundert v. Chr. kannten die Römer das Wasserrad. Vitruv berichtet in seiner „Architecture“, die er zwischen 31 und 27 v. Chr. schrieb, von einer römischen Wassermühle, also einer Mühle mit Rad mit horizontaler Welle, Kammrad-Stockgetriebe und scheibenförmigem Läuferstein. Das Wasserrad verbreitete sich zunächst nur langsam, weil die Kraft vieler Sklaven zum Betreiben des Rades notwendig war. Die Getreidemühlen bestanden aus sanduhrförmigen Drehmühlen mit aufgehängtem Läuferstein, den die Römer von den Griechen übernommen hatten. Kleinere Mühlen wurden von Hand betrieben, größere durch

<sup>444</sup> Dobrovolny, Hygiene, S. 103

<sup>445</sup> Kisch, 3. Bezirk, S. 545f.

<sup>446</sup> Kisch, 1. Bezirk, S. 21

Maulesel und zwar mittels sogenannten Tiergöppeln. Wassermühlen gibt es seit dem dritten Jahrhundert nach Christus. Römische Wassermühlen in Vindobona sind uns nicht bekannt. Wassermühlen kennen wir seit dem 14. Jahrhundert.<sup>447</sup> Wirtschaftliche und soziale Veränderungen ergaben sich mit der Ausweitung des Wassermühlwesens, weil die Grundherren als Mühlenbesitzer von ihren Pächtern das Mahlen des Getreides in der herrschaftlichen Mühle und die Aufgabe der Handmühlen verlangten.<sup>448</sup> Die Zahl der Müller lag in der Mitte des 18. Jahrhunderts bei 87, davon galten 23 als Zugewanderte.<sup>449</sup>

Viele Müller fand man entlang des Mühlbaches und des Wienflusses. Die Ansiedlungen auf und um Mariahilf reichten bis in die Babenberger Zeit zurück. Von besonderem Nutzen zeigte sich der Mühlbach, ein Seitenarm des Wienflusses, der seinen Lauf durch die untere und obere Annagasse nahm. Heute ist dies die Mollardgasse. Ein weiterer Arm floß durch die Turmburggasse, die Ufergasse und durch die Dorotheergasse, (heute Hofmühlgasse 7), in den Wienfluß. In zwei Seitenarmen ergoß sich der Bach in der Nähe der Stärkmacherbrücke, (heute Pilgrambrücke), in den Wienfluß.

Der Mühlbach setzte am Magdalenengrund mehrere Mühlen in Bewegung. Es handelte sich um die Mollardmühle, Hof- später Dorotheermühle, Berg- oder Hofgartenmühle, Staub- oder Stubentormühle und Dominikanermühle. Die Mühlen wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingestellt.<sup>450</sup>

Die Mollardmühle befand sich am Wall, durch den der Mühlbach geleitet wurde. Die Mühle hatte ihren Namen vom Grafen Mollard, der große Besitzungen in der Gegend hatte. Als 1785 der Wienfluß durch ein Unwetter über das Ufer trat und unzähligen Häusern Schaden zufügte, übernahm Graf Mollard die Renovierung eines großen Teils der Häuser aus eigenen Mitteln. Mit dem Auflassen des Mühlbaches wurde auch die Mollardmühle still.<sup>451</sup>

Die zweite Mühle, als Dorotheer- oder Hofmühle bekannt, entstand im 14. Jahrhundert. Nachdem sie mehrere Besitzer und Pächter wechselte, kam sie 1433 an das Dorotheerkloster. Im 15. Jahrhundert gehörten auch drei Weingärten zu

<sup>447</sup> Klemm, Geschichte der Technik, S. 39f.

<sup>448</sup> Klemm, Geschichte der Technik, S. 53

<sup>449</sup> Thiel, Gewerbe und Industrie. In Gesch. der St. W. IV, Bd. I., Wien 1911, S. 411-523

<sup>450</sup> Kisch, 6. Bezirk, S. 242

<sup>451</sup> Kisch, 6. Bezirk, S. 371

diesem Besitz, 1786 kaufte die Stadt Wien die Mühle um 36.747 Gulden und 55 Kreuzer, ab 1804 wurde wie bis in das 19. Jahrhundert an Müller verpachtet.<sup>452</sup>

Die dritte Mühle, die Heu- oder Steinmühle, gehörte zu den ältesten Mühlen Wiens, 1529 abgebrannt und 1539 wieder aufgebaut, ging sie im 18. Jahrhundert an die Oberherrschaft der Stadt Wien. Ab 1856 befand sich an ihrer Stelle ein Gasthaus.<sup>453</sup>

Im 17. Jahrhundert wird die Berg- oder Hofgartenmühle das erste Mal erwähnt. Von Müllern betrieben wurde sie bis in die 90er Jahre des 19. Jahrhunderts. Danach erfolgte ihr Abriß, da sie die Umstellung zur Dampfmühle nicht mitmachte.<sup>454</sup>

Die Stubentormühle war ein einstöckiges Gebäude am rechten Wienflußufer unterhalb der Stubenbrücke. Sie wird das erste Mal im Müllerbrief des Herzogs Albrecht V im Jahre 1429 erwähnt. Sie wurde 1534 vom Wienfluß weggerissen, danach neu erbaut, 1683 während der Türkenbelagerung zerstört und ein Jahr später wieder aufgebaut. Zuletzt wurde sie vom 1795 gegrabenen Wiener Neustädter Kanal betrieben. Am 13. Jänner 1883 brannte die Mühle ab und wurde nicht wieder aufgebaut.<sup>455</sup>

Die Dominikanermühle befand sich etwa bei der Mollardgasse Nr. 60 und hieß ursprünglich Kuttermühle. Nachweisbar ist sie ab 1357. Die Grundherrschaft stand zunächst dem oberösterreichischen Frauenkloster Pulgarn zu, ab 1682 war sie freies Eigen. Ab 1449 gehörte sie den Schotten, ab 1632 den Dominikanern. 1847 kam es zur Auflösung der Mühle.<sup>456</sup>

Am Gassl nächst der Wien befand sich im 16. Jahrhundert eine Schleifmühle. Sie gehörte Hans Göbel und war die erste österreichische Waffenschleif- und Poliermühle, die kaiserlichen Kriegszwecken diente. Kaiser Rudolf II. hatte den Besitzer von allen Abgaben befreit und die Mühle samt Nebengebäuden und Grund zum Freigut erklärt. Die Begünstigung des Hans Göbel geht auf einen kaiserlichen Freibrief vom 21. Mai 1582 zurück, in dem der Kaiser alle Nachkommen und Erben Göbels für alle Zeiten von Steuern, Dienst und anderen Forderungen befreite und ihn unter die Jurisdiktion der niederösterreichischen Regierung und Kammer setzte. Kaiser Leopold I. erhob die Mühle sogar zum adeligen Sitz mit der Bezeichnung

<sup>452</sup> Klaus Lohrmann, Die alten Mühlen an der Wien. Wiener Bezirkskulturführer. (Wien/München 1980) S. 30ff.

<sup>453</sup> Lohrmann, Mühlen, S. 27ff.

<sup>454</sup> Lohrmann, Mühlen, S. 39f.

<sup>455</sup> Czeike, Historisches Lexikon, S. 387

<sup>456</sup> Czeike, Historisches Lexikon, S. 59

„vom Mühlfelde“. Die Häuser Nr. 1-15 waren die ehemaligen Waschhäuser und bestanden bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts.

### Wäschermädel

Topographische und klimatische Vorteile ließen den Himmelpfortgrund für die Ansiedlung von Wäscherinnen, die zeitweise auch für den kaiserlichen Hof arbeiteten, besonders günstig erscheinen. Der Alserbach, der Währingerbach und später auch der Auslaufbrunnen am Sobieskiplatz sorgten für ausreichendes Wasser.<sup>457</sup>

Aus dem Wissen um die Wichtigkeit des Wassers mag der Schnellsprechvers der Kinder aus Wien entstanden sein:

Wir Wiener Wäscherweiber  
wollen weiße Wäsche waschen,  
wenn wir wüßten  
wo weiches Wasser wär.<sup>458</sup>



Wäschermädel

In wasserarmen Gegenden wurde mit Wasser vermischter aus feinen Körnern bestehender Sand zum Reinigen genommen. Er wurde vor allem für verschmutzte Wäsche und Kleider verwendet, wobei die verschmutzten Stellen mit diesem Sand gerieben wurden.

Der Alt-Wiener Berufsstand des Wäschermädels tauchte schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf. Junge Frauen wuschen die Wäsche, die vor allem durch die aufkommende, üppige barocke Mode immer öfter außer Haus gegeben wurde. Die Waschplätze waren unter anderem am Zusammenfluß von Währinger Bach und der Als, wo ein „Waschhaus“ stand, und in der Nähe der Sechsschimmelgasse, die früher Waschstadelgasse hieß. Eine Besonderheit war die in der Säulengasse ansässige „Kaiserwäscherin“, von der ein Hofwagen die Wäsche abholte und in die Hofburg brachte. Mit Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Arbeit der Wäschermädel von öffentlichen Wäschereien ersetzt.

Vermutlich schon unter Leopold I. bestand das Kaiserliche Waschhaus Nr. 579. Es war ein langgestrecktes ebenerdiges Gebäude am unteren Werd, der

<sup>457</sup> Wolf, Alsergrund, S. 23

Praterstraße 8. Sicher ist das Bestehen des Gebäudes seit 1721, als eine Steuervorschreibung über die „neuerpaute Waschkuchl“ spricht. Als im 19. Jahrhundert das Gebäude baufällig wurde, übersiedelte die Einrichtung in die Nähe der Franzensbrücke. Sie existierte dort bis 1919 als Hofwaschanstalt. 1945 wurde das Gebäude durch einen Bombentreffer zerstört.<sup>459</sup>

Zur vergnüglichen Seite des Wäscherinnenlebens gehörte der Wäschermädelball. Der Wäschermädelball war ein privates Fest bei der „Schäferin“ in der Sechsschimmelgasse. Bald war das Fest derart beliebt, daß es in das Gasthaus „Zum goldenen Steg“ in der Nußdorferstraße 3 verlegt werden mußte. Ursprünglich nur von echten Wäschermädeln besucht, wurden diese bald von verkleideten ersetzt. Diese Attraktion des 19. Jahrhunderts war sehr beliebt bei den Männern des Adels, des Militärs und auch des Bürgertums. Mit dem Aufkommen der öffentlichen Wäschereien und dem Niedergang des Berufszweiges der Wäscherinnen, wurde auch dieser Ball eingestellt.<sup>460</sup>

### **Wasserreiter, Wassermann und Wasserfrau**

Einst gab es im 18. Jahrhundert die kaiserlichen Wasserreiter, die allein für die kaiserliche Tafel Wasser aus Kaiserbrunn per Pferd und mit Fässern brachten. Genau jenes Wasser, das damals eher durch Zufall vom Kaiser entdeckt und von seinem Leibarzt empfohlen wurde. Zwei Jahrhunderte später wurden die gleichen Quellen für die Hochquellenleitung herangezogen.

Die Wasserversorgung im 19. Jahrhundert war für die innerstädtische Bevölkerung durch Wasserleitungen einigermaßen gesichert. Anders sah dies bei der „restlichen Bevölkerung“ aus, die sich in den höher gelegenen Vorstädten befand. Bedingt durch die Lage der Auslaufbrunnen konnte dieser Teil der Bevölkerung nur unzureichend versorgt werden. So speiste die einzige öffentliche Leitung in diesem Gebiet, die Albertinische Wasserleitung, alle öffentlichen Auslaufbrunnen. Bald nach ihrer Eröffnung 1805 litt die



Wasserreiter bringen Wasser für den Hof von den Hochquellen

<sup>458</sup> Helene Grönn, Wäsche waschen. NÖ Volkskunde, Band 10. (Wien 1978) S. 13

<sup>459</sup> Kisch, 2. Bezirk, S. 104

<sup>460</sup> Grönn, Wäsche, S. 147ff.

Bevölkerung allerdings wiederum an Wasserknappheit.<sup>461</sup>

In Wien etablierte sich eine neue Berufsgruppe, die „Wassermänner“ und „Wasserweiber“. Diese hatten aus der gestiegenen Bevölkerungszahl ihren Vorteil gezogen. Immer mehr Menschen benötigten Wasser. Immer höher wurden die Häuser der Stadt gebaut und Wasser mußte nun einige Stockwerke hoch getragen werden. Oft reichte das Wasser aus dem Hausbrunnen nicht, um alle Hausbewohner mit Frischwasser zu versorgen. Wassermänner und Wasserfrauen konnten sich mit dem Herbeischaffen und Transport von Wasser Geld dazu verdienen. Das Trinkwasser wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Bottiche abgefüllt und auf großen, von zwei Pferden gezogenen Wagen verkauft. „Wasserbuben“ liefen dem Wagen voran und verkündeten mit dem Ruf: „Der Wassermann is' da“ die Ankunft.

Während es den Männern vorbehalten war, die Wägen mit den Pferden zu lenken, durften die Frauen die schweren gefüllten Butten bis in die obersten Stockwerke der Häuser hinauf tragen. Zu den bekanntesten Wasserträgerinnen des 19. Jahrhundert zählte die „Wasserreserl“.<sup>462</sup> Nach ihr wurde sogar ein von Josef Klieber geschaffener Brunnen benannt, der heute in der Westbahnstraße Nr. 8 steht.

Äußerst kritisch äußerte sich Wilhelm Kisch über den Berufsstand der Wasserträger:

Man war auf die Albertinische Wasserleitung angewiesen und weil sie den Bedarf nicht genug deckte, so war man gezwungen von hausierenden Croaten das Wasser, das sie in grossen schmutzigen Fässern auf zweiräderigen Wägen von Haus zu Haus, von Strasse zu Strasse herumkollerten, zu kaufen. Auf den Ruf ‚a frisch Wassa is da‘ kamen die Mägde mit Butten, Kübeln und Krügen herbei und kauften den slovakischen Wassertyrannen, das durch langen Transport lauwarm gewordene, wenig appetitliche Wasser ums theure Geld ab, das nicht blos zum Waschen und Kochen, sondern leider auch zum Trinken benützt werden mußte. Ob da ein labender, erquickender Trunk möglich war, ist wohl sehr zu bezweifeln. Unter solchen Umständen war kein Heil für die nächste Zukunft zu erhoffen.<sup>463</sup>

Kaufte man das Wasser nicht von den Wasserweibern oder Wassermännern, so mußte es selbst herbeigeschafft werden. Wohlhabende Geschäftsleute und bemittelte Hausparteien sandten ihre Bediensteten in die Stadt oder nach entlegenen Plätzen, um dort aus den öffentlichen Bassins Wasser zu schöpfen.

<sup>461</sup> Groner, Lexikon, S. 635

<sup>462</sup> Elfriede Faber, Neubau. (Wien 1995) S. 60

<sup>463</sup> Kisch, 7. Bezirk, S. 466

Doch war diese Art der Wasserbringung nicht nur sehr kostspielig, sondern auch bei dem erklärlich großen Andrang von Wasserholenden mit bedeutendem Zeitaufwand verbunden. Man denke hierbei an den „Bassenatratsch“. Über die Probleme erklärte Pater Nepumuk von der Kirche in Mariahilf anlässlich der Eröffnung der Albertinischen Wasserleitung im Jahre 1805:

Wieviel litt eure Haushaltung bisher wegen der vielen Versäumnisse des Wasserhollens wegen? Stunden, ja halbe Tage mußte die Arbeit liegen bleiben, indessen die Dienstbothen auf das Wasser warten mußten, bis sie die Reihe traf; ich darf wohl sagen, daß ihr oft mehr des Wassers wegen, als anderer Dienste wegen euch Dienstbothen halten mußtet; so klein und unbedeutend waren die anderen Dienste, zu welchen ihnen noch Zeit übrig blieb. [...] Die mässig verlaufenen Stunden bey dem Warten können nun nützlich zur Arbeit verwendet werden, itzt könnt ihr eure Dienstbothen ordentlich geniessen, ich meine jene Arbeit durch sie erhalten, wofür ihr ihnen den Lohn reichen müßt.<sup>464</sup>

### **Wassertrinkanstalt am Wasserglaciis**

Am 1. Oktober 1810 wurde von der Stadtgemeinde das Carolinentor, auch Seilerstättertor genannt, in der Nähe der Weihburggasse, durchschlagen. 1817 errichtete in der Nähe dieses Tores der Privatmann Friedrich Pelikan mit großem finanziellen Aufwand eine Mineralwasser-Trinkanstalt mit schönem Garten, Sitzbänken und schattigen Alleen. Die Eröffnung fand am 1. Juli 1818 statt und das Etablissement gab dem entstandenen Glaciis den Namen „Wasserglaciis“.<sup>465</sup> Als diese Einrichtung der Ringstraße weichen mußte, baute man als Ersatz im Stadtpark den „Kursalon“ nach Entwürfen von Johann Garbens im Stil der römischen Renaissance.<sup>466</sup>

### **Brauereien**

Brauereien gehören zu jenen Einrichtungen, die besonders viel Wasser mit hoher Qualität benötigen. Mangelnde Wasserqualität war und ist auch während des Biergenusses zu schmecken. Daher waren die Brauer immer darauf bedacht, gutes, frisches, wohlschmeckendes Wasser für die Bierverarbeitung zu erhalten. Nahezu

<sup>464</sup> Kurze Ermahnung zur dankbaren Anerkennung und Anwendung der großen Wohlthat, welche durch die Errichtung eines neuen Brunnen [...] Mariahilf [...], S. 5f.

<sup>465</sup> Kisch, 3. Bezirk, S. 556

alle Brauereien waren im Besitz von eigenen Wasserleitungen für Trinkwasser und zum Teil auch im Besitz von Nutzwasserleitungen zum Reinigen des Bodens.

In Lehrbüchern findet man keine Aufzeichnungen über die Wassernutzung in den Brauereien. Sie beschreiben den Vorgang des Bierbrauens, den Maschinenbau und die Stammwürze, aber nicht die Wasserqualität und die Wassermenge, die zur Erzeugung des Bieres notwendig sind.

Bereits 1803 lehrte der „Polizey-Kathechismus“ die Polizisten darauf zu achten, daß für die Getränkeherzeugung stets frisches Trinkwasser verwendet werde. „Auf die gute Beschaffenheit des Trinkwassers, und zu diesem Zwecke, auf die Erhaltung der Brunnen, der Brunnenleitungen und der Brunnenröhren im allzeit brauchbaren Stand [zu halten].“ Ebenso hatte sich die Polizei zu vergewissern, daß „die unschädliche Beschaffenheit des Weines, des Brantweines und des Bieres“ gegeben war.<sup>467</sup>

Die heutige Malzgasse hieß früher Bräuhausgasse, da an der Stelle des Hauses Nr. 83 das „alte Bräuhaus“ stand. Es muß vor 1536 erbaut worden sein, da sich eine Urkunde auf den Umbau in den Jahren 1536-1547 bezieht. Es gehörte zu den ertragreichsten Brauereien und wurde nur von der Brauerei am Hundsturm im Alter übertroffen, die bereits 1464 urkundlich erwähnt wurde. Alle anderen Brauereien sind später errichtet worden. So wurde das Brauhaus am Königsegger Grund in Gumpendorf erst 1689, im Liechtental vom Fürsten Adam Liechtenstein 1694 und in St. Marx 1706 erbaut.<sup>468</sup>

Im Jahrbuch für 1862 der Braumeister und Bierversilberer findet man in Wien und Umgebung sehr viele Brauereien aufgelistet, die sich im Gebiet des heutigen Wien befanden. Eine Auswahl sei hier mit Ort und Besitzer kurz genannt:

Döbling: (Oberdöbling) Das Brauhaus war im gemeinschaftlichen Betrieb mit Ottakring und gehörte Ignaz und Jakob Kuffner.

Erlaa: Eigentümer: Georg Ernst

Fünfhaus: Eigentümer: Johann Nepomuk Dengler

Gaudenzdorf: Eigentümer: Josef Gierster, k.k. Hofbrauer

Grinzing: Eigentümer: Josef Richters Erben

Hernals: Eigentümer: Johann Lenz

Hundsturm: Eigentümer: Philipp Schwarz (Anton Braun)

Hütteldorf: Eigentümer: Anton Bergmüller

Jedlersee: Eigentümer: Anton Bosch

<sup>466</sup> Arthur Roessler, Von Wien und seinen Gärten. (Wien 1909) S. 32

<sup>467</sup> Friedrich Wilhelm von Ulmenstein, Versuch eines Polizey-Kathechismus vorzüglich zum Behufe der Stadt-Polizei. (Leipzig 1803) S. 32

<sup>468</sup> Kisch, 2. Bezirk, S. 195

Landstraße St. Marx: Eigentümer: Adolf Mautner  
Landstraße Ungargasse: Eigentümer: August Wedl  
Leopoldsdorf: Eigentümer: Simon Freiherr von Sina  
Liechtenthal: Eigentümer: Fürst Johann von Li(e)chtenstein  
Liesing: Eigentümer: Firma Löwenthal und Farber  
Margarethen: Eigentümer: Ignaz von Macks Erben  
Nußdorf: Eigentümer: Franz Xaver Bosch  
Ottakring: Eigentümer: Ignaz und Jakob Kuffner  
Penzing: Eigentümer: Lorenz Seidl  
Simmering: Eigentümer: Theodor Meichl  
Währing: Eigentümer: Karl W. Schwarz

(und drei große Brauereien in Schwechat, nebst kleineren in Niederösterreich)<sup>469</sup>

Viele Bierbrauer siedelten um 1860-1865 in den mehr für den Weinbau bekannten Gebieten: Grinzing, Währing, Ottakring, Döbling. Es mag vielleicht verwundern, daß in erster Linie nicht Adelige Besitzer großer Brauereien waren, sondern wohlhabende Bürger. Einige Brauereien haben sich bis in unsere Tage erhalten, wie die Schwechater oder die Ottakringer Brauerei.

Zu den großen Brauereien des 19. Jahrhunderts gehörten die Drehersche Brauerei, die Mauthnersche Brauerei zu St. Marx und die Löwenthalbrauerei in Liesing.

Adolf Ignaz Mautner war der Besitzer des Brauhaus zu St. Marx und verbesserte 1842 die Bierproduktion mit einer Erfindung. Das Bier war nicht nur Genußmittel für das Volk sondern auch ein Nahrungsmittel, ein „flüssiges Brot für die Armen“. Zwischen 1840 und 1860 steigerte Mautner die Produktion von 36.000 Eimer auf 172.450 Eimer pro Jahr und die Brauerei wurde zur zweitgrößten in Europa. 1847 gründete Mautner eine Fabrik für Preßhefe, die zur Herstellung für Weißbrot notwendig ist. Schließlich wird der ehemalige Kleinbrauer vom Land in den Ritterstand erhoben und erhielt den Beinamen „von Markhof“.<sup>470</sup>

1828 suchte der k.k. pensionierte Militärbeamte Johann Georg Held um eine Bewilligung an, in seinem Haus in Oberliesing Nr. 24 eine Bierbrauerei zu errichten. Im September 1828 wurde sie bewilligt und der Einspruch der Wiener Braumeisterinnung zurückgewiesen. Johann Held war ein Frühpensionist mit 32 Jahren, als er mit der Bierbrauerei begann. Seine Mutter, eine geborene Khevenhüller, hatte 1803 den „Felsenkeller“ gekauft, ein Weinkeller mit

<sup>469</sup> Jahrbuch für 1862 den P.T. Herren Herren Braumeistern und Bierversilberern von Wien und Umgebung gewidmet zum neuen Jahr von Johann Kick und Michael Wahlrab bestellte Ansager bei der Corporation (Genossenschaft) der vereinigten Stadt- und Land-Bierversilberer. (Wien 1862) S. 9ff.

angeschlossener Ausschank des Stiftes St. Dorothea zu Wien, der den Mönchen zu klein geworden war. Der Felsenkeller war 1722 erbaut worden. Bereits 1838 konnten 70 Eimer Bier abgezapft werden, das sogenannte „Ober-Liesinger Felsenkeller Bräu“. Theodor Löwenthal trat 1845 in die verschuldete Firma ein, um ein Drittel des Unternehmens zu kaufen. Das zweite Drittel kaufte ein weiterer Geldgeber, Moritz Faber. Johann Held starb mit 54 Jahren im Jahre 1850. 1872 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. 1860 stand in Liesing die drittgrößte Brauerei der Monarchie. Vor dem ersten Weltkrieg stieg der Verkauf auf 400.000 Hektoliter im Jahr. 1973 wurde die Brauerei aufgelassen.<sup>471</sup>

Die Anton Drehersche Bierbrauerei ist in Klein-Schwechat schon 1632 nachweisbar. Erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ist ein deutlicher Anstieg des Wiener Bierverbrauchs zu bemerken. Hatte die Drehersche Brauerei im Jahre 1837 noch 26.560 Eimer Bier erzeugt, so waren es 1969 bereits 650.460 Eimer. Eine Steigerung um das 24 fache. Biertrinken ersetzte Weintrinken.<sup>472</sup>

Das alte Brauhaus am Margaretenplatz Nr. 4, alt 90, im fünften Wiener Bezirk wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts vom Grundherrn Graf von Sonau erbaut. An die Stelle des Brauhauses kam noch im vorigen Jahrhundert der Margaretenhof. Auf dem Platz davor steht der Margaretenbrunnen.<sup>473</sup>

1869 bestanden in Wien und Niederösterreich zehn Brauereien, die mehr als 100.000 Eimer Bier jährlich brauten. Unter diesen waren sechs, welche über 200.000 Eimer und drei, die mehr als 300.000 Eimer erzeugten. Jene drei waren die Drehersche Brauerei in Schwechat mit 650.460 Eimer, die Mauthnersche Brauerei in St. Marx mit 402.200 Eimer und die Brauerei von Löwenthal und Farber in Liesing 386.200 Eimer. Das Wiener Bier wurde durch seine ausgezeichnete Qualität in viele Länder exportiert. Die extraktreiche Würze von 13-16% ermöglichte auch ohne Geschmacksverluste weite Transportstrecken.

Über den reichlichen Genuß des Bieres erfahren wir aus einem Bericht von David Hanner über Wirte und Kellner in Wien und in der Vorstadt im Jahre 1782:

Mit Verwunderung werden wir in dieser Gegend eine nicht geringe Menge Menschen eilen sehen, besonders vor die Neulerchenfelder Linie, welche Gegend zur Fastenszeit bey schönem Wetter, und im Sommer an Sonn=

<sup>470</sup> Kisch, 3. Bezirk, S. 434f.

<sup>471</sup> Rudolf Spitzer, Liesing. Altes erhalten, Neues gestalten. (Klosterneuburg 1994) S. 193ff.

<sup>472</sup> Gustav Noback, Die Bierbrauereien in Oesterreich-Ungarn deren Statistik und Volkswirtschaftliche Bedeutung. (Prag 1871) S. 16

<sup>473</sup> Kisch, 4. Bezirk, S. 123

Feyer= auch Montägen am Volkreichsten an Gästen ist. Der Peter ein arbeitssamer Schneidergesell führet seine Schöne ein artiges Stubenmädchen dorthinaus, sie wollen sich bey der Musik und beym Weine ergötzen. Der Schuster Bartel stellt sich mit seiner Sepherl auch in diesem Orte ein, sie verfügen sich zu einem guten Gläschen Bier; sie setzen sich dort mitsammen ins Grüne, sie besprechen sich von ihrer künftigen Heyrath, von der Theurung des Leders, von ihrer zärtlichen Liebe u.d.gl.

Der Drahtzieher Mathias will auch bey dieser Gesellschaft nicht der Letzte seyn, von einer Kompagnie unterer Gesellen begleitet, wird der richtige Weg in diese Gegend genohmen. Etwas Kegelscheiben, muß ihnen dort die Zeit vertreiben. [...] Der Wirth und die Wirthin, der Kellner und die Kellnerinn sind beschäftigt mit Weine und Bier zu traben. Nro. 2 eine Halbe. Nro. 4 2 Maaß. Nro. 5 3 Maaß ruft der Wirth mit der heitersten Mine, indem er das Getränk, welches die Gäste überkamen mit weisser Kreiden auf die schwarze Tafel schreibt, damit die Zeche keine Irrung vergehe, doch hiebey ist er so gewissenhaft, daß wenn er zweifelt, ob er schon diese Maaß aufgeschrieben, er sogleich Sicherheits halben noch einen Strich machert.<sup>474</sup>

Bier scheint in Wien immer schon große Bedeutung gehabt zu haben. Limonaden und Säfte waren bei weitem nicht so vielfältig vertreten, wie heute. Säfte wurden frisch gepreßt, manchmal auch als Himbeer-Kracherl angeboten.

## 5.2 Bevölkerungswachstum

Zwischen 1780 und 1840 wuchs Wien pro Jahrzehnt durchschnittlich um 40.000 Bewohner an. Da in Wien die Luxusgüterproduktion durch die Nachfrage des Hofes und Klerus florierte, fanden viele Zuwanderer Arbeit in Manufakturen. In Wien wuchsen die räumlich voneinander getrennten Vorstädte zu einer großen Stadt zusammen.<sup>475</sup> Nach der ersten verlässlichen Zählung der Bevölkerung Wiens unter Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1754 belief sich die Einwohnerzahl auf 175.600 Personen, wovon 94.100 männlichen und 81.500 weiblichen Geschlechts waren. Frühere Zählungen (1700, 1710, 1720, 1750 u.a.) gaben die Zahl der Bewohner weniger genau an, da die Zählungen meist nur militärischen Zwecken dienten und sich besonders mit der Konskription der männlichen Bevölkerung befaßten.

<sup>474</sup> David Hanner, Über die Wirte und Kellner in Wien, auch in der Vorstadt und vor den Linien. (Wien 1782) S. 10

<sup>475</sup> Wirtschaftsgeschichte, Dienstleistungen, S. 636

Im Jahre 1828 erschien erstmals das Jahrbuch des statistischen Zentralamtes unter dem Titel: „Versuch einer Darstellung der österreichischen Monarchie in statistischen Tafeln 1828 (ins Leben gerufen 1829)“.

Unter anderem wurde darin die Bevölkerung von Wien erfaßt. Unterschiede bei den statistischen Zahlen gibt es insofern, als Wien früher zu Niederösterreich gezählt wurde. Ebenso ist in vielen Schriften nicht immer eindeutig, ob das Heer hinzugerechnet wurde oder nicht. Hier nun ein Überblick, wie sich die Bevölkerung zwischen 1780 und 1900 entwickelte:

Jahr	Bewohner	Jahr	Bewohner
1780	= 200.000 <sup>476</sup>	1910	= 2,093.630
1800	= 271.800 <sup>477</sup>	1923	= 1,918.720
1830	= 401.200	1934	= 1,935.881
1840	= 469.400	1939	= 1,770.938
1850	= 551.300	1951	= 1,616.125
1857	= 683.000	1961	= 1,627.566
1869	= 900.998	1971	= 1,619.885
1880	= 1,162.591	1981	= 1,531.346
1890	= 1,430.213	1991	= 1,539.848
1900	= 1,759.137	1995	= 1,592.596

Eine große Steigerung der Bevölkerungszahl finden wir zwischen 1800 und 1830. Damals nahm sie um fast 50 Prozent zu. Auch zwischen 1850 und 1857, in nur sieben Jahren, stieg die Bevölkerungszahl um mehr als 130.000 Einwohner. Sie stieg ebenso kontinuierlich bis 1910, wo sie ihr Maximum bei über zwei Millionen Einwohner in Wien fand. Nach dem ersten Weltkrieg und vor allem nach dem zweiten Weltkrieg kam es zu großen Einbußen. Viele Menschen waren im Krieg gefallen oder nicht mehr heimgekehrt. Danach setzte ein leichter Rückgang im Wachstum der Bevölkerungszahl bis etwa 1980 ein. Ab dann steigt das Wachstum wieder leicht an. Die Wiener Bevölkerungszahl wächst allerdings nur sehr langsam, denn bedingt durch den Pillenknick in den 70er Jahren ging die Zahl der Geburten zurück. Derzeit haben wir in Wien etwa 1,7 Millionen Einwohner.

Wenn wir von der Notwendigkeit der Wasserversorgung und vom Wassermangel sprechen, so sollten wir uns überlegen, wieviele Personen Wasser bedurften und wieviele Häuser mit Wasser dotiert werden mußten. Zur folgenden exemplarischen

<sup>476</sup> Tietze-Conrat, Johann Martin Fischers Brunnen, Tafel 20 u. 21.

<sup>477</sup> Statistisches Zentralamt, Jahrbuch für 1996

Übersicht dienen uns die Einwohnerzahlen und die Zahl der Häuser aus dem Jahr 1827.

Wien	Einwohner	Häuser
Wien (Innere Stadt)	51.992	1214
1. Leopoldstadt	22.428	625
2. Jägerzeile	1.752	66
3. Unter den Weißgerbern	1.720	108
4. Erdberg	7.344	408
5. Landstraße und Rennweg	23.848	622
6. Alte und neue Wieden	28.411	716
7. Schaumburgerhof	1.326	90
8. Hugelbrunn	1.180	41
9. Laurenzergrund	531	17
10. Matzleindsorf	2.703	131
11. Nicolsdorf	1.317	48
12. Margareten	1.209	39
13. Reinprechtsdorf	666	24
14. Hundsturm	3.689	153
15. Gumpendorf	10.719	351
16. Magdalengrund	5.204	173
17. Windmühlen	4.801	107
18. Leimgrube und an der Wieden	8.819	192
19. Mariahilf	9.211	164
20. Spittelberg	5.300	146
21. St. Ulrich	5.957	148
22. Neubau, Neustift und Wendelstadt	13.557	324
23. Schottenfeld	15.706	486
24. Altlerchenfeld	8.455	238
25. Josefstadt	9.083	208
26. Strozischer Grund	2.236	57
27. Alservorstadt	14.544	306
28. Breitenfeld	3.533	93
29. Michelbairischer Grund	1.796	34
30. Himmelfortgrund	3.243	86
31. Am Thury	4.106	117
32. Liechtenthal und die Wiesen	6.419	212
33. Althan	831	37
34. Roßau	<u>5.846</u>	<u>168</u>
Gesamt (abzüglich Fremde)	253.488	7.949

Die größte Zahl der Häuser finden wir in der Inneren Stadt mit 1.214. Im Durchschnitt lebten rund 43 Personen in einem Haus. Die geringste Häuserzahl finden wir 1827 am Laurenzergrund, in dessen 17 Häusern im Durchschnitt je

31 Personen lebten. Die Einwohnerzahl der gesamten österreichischen Monarchie betrug 1828 insgesamt 34,062.073 Personen.<sup>478</sup>

Die durchschnittliche Personenzahl pro Haushalt (Wien gesamt von 1780-1934):<sup>479</sup>

Jahr	Personen pro Haushalt	Jahr	Personen pro Haushalt
1780	4,4	1846	4,6
1790	4,1	1856	5,3
1803	3,9	1869	5,3
1810	3,9	1880	5,0
1820	4,4	1890	4,7
1830	4,5	1910	4,1
1837	4,4	1934	2,9

Als Merkmal der Familienstruktur gilt die durchschnittliche Zahl der in einem Haushalt lebenden Personen. Sie nahm von den 80 Jahren des 18. Jahrhunderts zur Jahrhundertwende ab und stieg wiederum bis 1880, die sogenannte Gründerzeit, bedeutend an. Erst 1910 ist ein Rückgang zu bemerken, der zu Beginn des zweiten Weltkrieges seinen Tiefpunkt erreichte.<sup>480</sup>

Durch die große Anzahl der Menschen in Wien war 1857 die Wohnungsnot besonders groß. Bernhard Friedmann schätzte den jährlichen Mietzins einer Wohnung auf mindestens ein Viertel der Einkünfte der darin wohnenden Person. Der Staat hatte aus diesem Grund schon die Besorgnis, daß die Steuerkraft der Hauptstadt durch einen einzigen Ausgabeposten allzusehr geschwächt werde und daß es zu einer Monopolstellung der etwa 9.000 Hausbesitzer kommen würde.<sup>481</sup>

Durch die geringe Anzahl der Wohnungen und die steigende Nachfrage konnten die Hausbesitzer die Mieten ins Unermeßliche steigern. Auch die Anzahl der „Aftermieter“ (Untermieter) überstieg bisweilen die Zahl der Wohnparteien. Mehr als 64.000 Menschen bedurften 1857 eine Wohnung. Da zu viele Personen auf zu engem Raum lebten, waren diese Räume unhygienisch, schlecht gelüftet und mit Toiletten versehen, die sich als wahre Pestgruben herausstellten.

<sup>478</sup> Österreich ob der Enns, Österreich unter der Enns, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Tirol, Böhmen, Mähren und Schlesien, Galizien, Dalmazien, Lombardei und Venedig. Aus: Statistisches Jahrbuch 1828

<sup>479</sup> Wirtschaftsgeschichte, Dienstleitungen, S. 637

<sup>480</sup> Wirtschaftsgeschichte, Dienstleitungen, S. 647

<sup>481</sup> Bernd Friedmann, Die Wohnungsnoth in Wien. (Wien 1857) S.11

### 5.3 Gesundheitswesen

Von unterschiedlichen Seiten wurden die sanitären Verhältnisse in Österreich immer wieder kritisiert und wesentliche Verbesserungen gefordert. Besonders hoch lag die Sterblichkeitsrate in Wien, die oftmals auf die schlechten hygienischen Bedingungen zurückzuführen war. Im statistischen Jahrbuch finden sich für das Jahr 1828 nähere Angaben zur Sterblichkeitsrate:

Lebensalter	Todesfälle
0-4	1.247
4-20	1.014
20-40	2.159
40-60	2.509
60-80	1.381
80-100	282
über 100	3

Hiervon waren 230 Blatterntote und vier Epidemietote. Alle anderen starben unter gewöhnlichen Umständen wie Altersschwäche. Wer älter als 60 Jahre wurde, war schon sehr alt. Im Jahre 1875 kamen in Wien auf 1.000 Einwohner noch immer 31,7 Todesopfer jährlich. Obgleich die Todesrate niedriger lag, als zum Beispiel in Klagenfurt, wo pro 1.000 Einwohner 56,5 Todesfälle jährlich aufzuweisen waren, lag sie doch höher als in anderen Staaten Europas, die 20-26 Sterbefälle pro 1.000 Einwohner aufzuweisen hatten.<sup>482</sup> Der Österreichische Ingenieur- und Architektenverein forderte wegen der hohen Sterblichkeitsrate 1875 den Ausbau des Sanitätswesens. Den Sanitätern sollte eine ausreichende Bezahlung gesichert werden, damit sie sich voll auf ihren Sanitätsberuf konzentrieren könnten und nicht einem anderen Erwerb nachgehen müßten. Ebenso wurde die Berufung von Technikern in den Ober-Sanitätsrat gefordert, um die Technik maßgebend auszubauen. In Orten, in denen eine höhere Sterblichkeitsrate zu verzeichnen war, sollten Ausnahmeregelungen für die Sanität gestattet werden, die es ermöglichten, mit größerer finanzieller Kraft bessere sanitäre Verhältnisse herzustellen.<sup>483</sup>

Im Jahre 1828 zählte man in Wien im Zivilbereich für mehr als 253.000 Einwohner zehn Ärzte, acht Wundärzte und neun Hebammen. Im Spitalsbereich gab es 16 Spitalsärzte, 13 Wundärzte und zwei Hebammen. Es gab ein Krankenhaus mit 1.927 Betten, zwei Militärspitäler, ein Gebärhaus, ein Findelhaus, eine Irrenanstalt,

<sup>482</sup> Denkschrift des österreichischen Ingenieur- & Architektenvereins über die von ihm beantragten sanitären Verbesserungen. (Wien 1875) S. 1

drei Versorgungshäuser und ein Armenhaus. Eines der Militärspitäler war das Josefinum in der Währinger Straße 25, das auf die Initiative Kaiser Josef II. errichtet wurde. Man hatte nämlich festgestellt, daß beim Militär viele Soldaten durch die mangelnde Ausbildung der Ärzte starben.<sup>484</sup>

Andere Lösungsvorschläge zur Verminderung der Sterbefälle kamen vom Zivilingenieur E. H. d'Avigdor. Er riet, nicht so viel Geld für die bereits Erkrankten auszugeben, sondern finanzielle Mittel für die Bekämpfung der Ursachen aufzuwenden. Eine war durch den Ausbau der Wiener Kanalisation gegeben.<sup>485</sup>

D'Avigdor erklärte, warum die Kanalluft schädlich wäre und welche Krankheiten dadurch entstehen können. Um 1830 zählte Wien immerhin zu den fortschrittlichsten Großstädten im Bereich des Kanalbaus. Die sogenannten Cholerakanäle wurden entlang des Wienflusses errichtet. In den folgenden Jahrzehnten stieg die Bevölkerungszahl bedeutend, nicht gestiegen war im selben Verhältnis der Ausbau der Kanalisation. Immer mehr Menschen lebten in beengten Wohnungen und erzeugten mehr Unrat als die Cholerakanäle fassen konnten.

Auch die Qualität des Brunnenwassers wurde aus hygienischen Gründen ab 1870/1875 in 400 Brunnen untersucht. Hier wurde unter anderem die Lebensdauer von Typhusbazillen im Brunnenwasser untersucht.<sup>486</sup> Kein einziger Brunnen entsprach in seiner Wasserqualität den gesundheitlichen Anforderungen, obgleich jeder Hausbesitzer überzeugt war, daß sein Brunnen Trinkwasserqualität aufweise. Manche Brunnen wurden daraufhin gesperrt und die sofortige Einleitung des Hochquellenwassers in alle Wiener Häuser angeordnet.<sup>487</sup>

#### 5.4 Wasserversorgungsgesellschaften

Um die Wassernot in Griff zu bekommen, wurden in England, Frankreich und später in Wien Wasserversorgungsgesellschaften gegründet, die sich mit den Problemen der Wassernot auseinandersetzten.

<sup>483</sup> vgl. Denkschrift des österr. Ingenieur Vereins

<sup>484</sup> Kisch, 9. Bezirk, S. 614

<sup>485</sup> E.H. d'Avigdor, Das Wohlbefinden der Menschen in Großstädten. Mit besonderer Rücksicht auf Wien. (Wien: Gerold's Sohn 1874) S. 126f.

<sup>486</sup> vgl. Wilhelm Ernst Junge, Untersuchungen zum Nachweis der Lebensdauer von Typhusbazillen im Brunnenwasser. (Dissertation der medizinischen Fakultät der Universität Rostock 1913)

<sup>487</sup> D'Avigdor, Wohlsein, S. 140f.

Nach englischem Vorbild wurde im Jahre 1778 in Paris die erste französische kapitalistische Wasserversorgungsgesellschaft gegründet. Ihre Anfänge gestalteten sich schwierig, denn die Zahl der gesundheitsbewußten Menschen nahm nur langsam zu und die Konkurrenz der Wasserträger war sehr lebhaft. Um ihren Fortbestand zu sichern, schloß 1788 die Wasserversorgungsgesellschaft mit der Stadt Paris einen Vertrag und wurde für die königliche Verwaltung des Pariser Wassers bestimmt. Die erste große Wasserversorgungsgesellschaft, die sich gegen Ignoranz und Konkurrenz durchsetzen konnte, war die „Companie générale des eaux“. Sie wurde 1853 gegründet. Die Gesellschaft war der Ansicht, nicht gegründet worden zu sein, um Profit zu machen, sondern um der Gesellschaft zu nutzen, indem sie die Erde fruchtbar und das Leben in der Stadt gesund machen würde.<sup>488</sup> Gegründet wurde die französische Gesellschaft mit internationaler Finanzhilfe und vergab ihre Aktien an eine geringe Zahl Privilegierter. Der Bankier James de Rothschild war mit 5.000 Aktien Hauptaktionär. Die Gewinnspanne zwischen Wasserzuleitungserrichtung und Bezahlung des Wassers lag bis zu 25%. Dieser Betrag war durch die geringe Konkurrenz leicht zu erzielen. 1884 wurde die Abteilung „Wasser“ beim Rat für öffentliche Hygiene Frankreichs eingerichtet. 1902 wurde das große Gesetz über die öffentliche Hygiene in Frankreich erlassen.

Zur Lösung der Hygienefrage in Wien wurde der Bau der ersten Hochquellenwasserleitung vorgeschlagen. Die Wassergesellschaft, die in Wien ins Leben gerufen wurde, beschäftigte sich in erster Linie mit dem Bau der ersten Hochquellenwasserleitung. Der Gemeinderat rief am 12. November 1862 eine zwölfköpfige Kommission ins Leben, die sich im Juli 1866 auf 21 Mitglieder erweiterte. Ihre Aufgabe bestand in der Ausschreibung des Projekts für die Hochquellenleitung, die Beurteilung der einzelnen Projekte und die Überwachung des Baues. Schließlich oblag ihr auch die finanzielle Gebarung und die rechtlich einwandfreie Abwicklung des Projekts. Die Errichtung dieser Leitung belastete das kommunale Budget sehr. In welchem Verhältnis die Ausgaben für dieses Projekt zu anderen standen, zeigt folgende Statistik. Es handelte sich hier um die kommunalen Infrastrukturinvestitionen in den Jahren 1861-1883.<sup>489</sup> Die Angaben erfolgen in Gulden.

<sup>488</sup> Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch für Geschichte und Medizin der Robert Bosch Stiftung. Bd. 9. Hg. v. Robert Jütte. (Stuttgart 1990) S. 10

<sup>489</sup> Karl Weiß, Geschichte der Stadt Wien, 2 Bde. (Wien 1882), Das bedrängte Wien, S. 73 f.

Leistungen zur Stadterweiterung	2.931.000
Donauregulierung	5.829.000
Verwaltungsgebäude	14.211.000
Kirchenbauten	1.566.000
Ankauf von Flächen f. Straßenverbreiterung	8.216.000
Straßenbau und Pflasterung	7.448.000
Kanalbauten	4.736.000
Brückenbauten	2.386.000
Wienflußregulierung	491.000
<b>Wasserversorgung</b>	<b>24.778.000</b>
Gartenanlagen	935.000
Badeanstalten	1.237.000
Zentralfriedhof	1.707.000
Gründung und Ankauf der städtischen Gasanstalt	729.000
Markthalle und Lagerhäuser	5.212.000
Schulbauten	8.786.00
<u>Sonstige Bauten und Grundankäufe</u>	<u>3.261.000</u>
<b>Summe</b>	<b>94.459.000</b>

Mit mehr als 24 Millionen Gulden war die Errichtung der Hochquellenleitung das teuerste Projekt. Im Vergleich dazu war die Donauregulierung mit 5,8 Millionen Gulden weitaus günstiger. Dies ist kaum vorstellbar, war doch die Donauregulierung ein sehr großes Projekt, beinhaltend die Trockenlegung verschiedenster Donauarme, dem Umbau des städtebaulichen Bildes, Umleitungen, Absperrungen und die Einbettung des neuen Armes. Als weitere hygienische Maßnahme wurden in diesen Jahren auch Badeanstalten um mehr als eine Million Gulden errichtet, die Wienflußregulierung um eine halbe Million Gulden durchgeführt und die Kanalisation mit 4,7 Millionen Gulden ausgebaut. Mehr als 38 Millionen Gulden wurden insgesamt für Wasserversorgung und Hygienemaßnahmen aufgewendet. Das entsprach damals mehr als einem Drittel des kommunalen Budgets.

### 5.5 Luxusvorstellung Sauberkeit

Mit der Möglichkeit, vermehrt Wasser nutzen zu können, vergrößerte sich der Umfang seiner Anwendungsmöglichkeit. Das Bedürfnis nach Luxus und Komfort stieg in den städtischen Wohnvierteln kontinuierlich. Ein Waschbecken ersetzte den Waschtisch mit Waschkrug, die Toilette mit Wasserspülung ersetzte das „Plumpsklo“ und die Waschmaschine wird ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts den Berufsstand der Wäscherinnen ersetzen.

Auch 1873, im Jahr der Einleitung der ersten Hochquellwasserleitung, war die Wohnungsnot groß. Der Zivilingenieur E.H. d'Avigdor verglich 1873 die Wohnungsverhältnisse Wiens mit denen Londons.<sup>490</sup>

In allen Häusern Londons, außer den allerärmsten, befanden sich 1873 bereits die bekannten „Water-closets“ mit genügendem Wasserzufluß, um die Ausdünstungen der Abfälle zu vermeiden und den Unrat sofort in die Kanäle abzuleiten. Zwar hat man bisweilen vorgeschlagen, Wasser durch Erde zu ersetzen, doch war man sich bald gewiß, daß das Wasserklosett einer Senkgrube in jedem Fall überlegen war. Der Vorteil in London war sicherlich, daß die Häuser viel kleiner waren als in Wien. Weniger Hausparteien nutzen mehr Wassertoiletten. Die Gefahr der Übertragung von Seuchen war in London viel geringer als in Wien. In sanitärer Hinsicht gehörte zu

**Ich muß ?**  
den  
**Klosett-Fußtritt**

**HYGIEA**



WELT-PATENT  
sofort beziehen.  
Hygienisch!  
Keine  
Beschnitzung!  
Keine  
Infektion!  
Sofort montierbar!  
Preis: 5 10.-

Jetzt  
ein Fußtritt  
genügt!

Alleinverleger:  
**FRANZ BOGNER**  
Wien, IV., Karlsplatz 2 (Verkaufshaus)  
Telephon 26-0-01 und 31-2-00

Werbung für Wasser-Closet

**HAHN AUF!**  
UND SCHON



**HEISSES WASSER**  
ZU JEDER TAGESZEIT!  
*durch Anschaffung eines*

**Elektro-  
Heißwasserspeichers**

**Heißes Wasser** ohne Klopfen, Klopfen mit Feuerzug etc.  
**Heißes Wasser** ohne Kohle, Asche und Rauch.  
**Heißes Wasser** ohne jedwede Rauchentwicklung und Ruß.  
**Heißes Wasser** ohne Luftverschlechterung.  
**Heißes Wasser** ohne jede Explosions- oder Feuergefahr.  
**Heißes Wasser** ohne Verfallungsgefahr durch Abgabe.  
**Heißes Wasser** ohne Verfallung der bestmöglichen elektr. Installation.

Wer ihn nur einmal in Funktion gesehen hat, wird nur noch den

**ELEKTR. HEISSEWASSERSPEICHER** verlangen, denn er ist im Betriebe **bequem, gefahrlos und billig.**  
Wie sieht ein solcher Apparat aus?

Werbung um 1910

den Nachteilen der überfüllten Kleinwohnungen auch die Tatsache, daß zu den bewohnten Räumen auch die Küche zählte, die oft nicht direkt belichtet und belüftet wurde.<sup>491</sup>

Erst mit der Einführung des WCs erhielten gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch die Waschräume Einzug in die Wohnungen. Sie waren meist mit Waschschüsseln und einem Wasserkrug ausgestattet. Bäder blieben bis ins 20. Jahrhundert nur Reichen, Hotels oder Luxusbordellen vorbehalten. Nur die teuersten Wohnungen waren mit Bädern ausgestattet. Daß die Vorstellung von Sauberkeit auch wirklich die Menschen überzeugte, bewirkte oft ein neues Medium, nämlich die Werbung. Für Gesundheit und

<sup>490</sup> E.H. d'Avigdor, Der Wienfluss und die Wohnungsnoth. Ein Vorschlag. (Wien 1873) S. 9

<sup>491</sup> Heinrich Goldemund, Die Wiener Wohnungsverhältnisse und Vorschläge zur Verbesserung derselben. (Wien 1910), S. 7

Körperpflege wurde erstmals im 19. Jahrhundert geworben. Anzeigen in verschiedenen Zeitungen und Illustrierten prägten das neue Bild von einer sauberen, gepflegten, frischen Person. Ob nun für ein neues Haarschampoo oder Kernseife geworben wurde, die Werbung unterstützte den Gedanken an eine adrette Dame oder einen makellosen Herren. Nicht länger sollten Duftwässer und Puder betören, indem sie Schweiß und Ungeziefer überdeckten. Ein nach Frische duftender Körper wurde erstmals öffentlich in Anzeigen zur Schau gestellt, in denen auch für Unterwäsche geworben wurde. Saubere Wäsche auf einem sauberen (gewaschenen) Körper galt als neuer Erfolg.

Dennoch herrschten große soziale Unterschiede, die eine Globalisierung dieses Gedankens nicht möglich machten. Während sich das Bürgertum am Gedanken ein Bad zu nehmen und seinen Körper in feine Wäsche zu hüllen erfreute, wie ihm das die Zeitung oder Illustrierte als Vorbild zeigte, war dieser Luxusgedanken vor allem bei der Arbeiterschaft weit entfernt. An ein Bad war nicht zu denken, an täglich frische Wäsche

ebensowenig. Auch wenn die Notwendigkeit von Sauberkeit erkannt und diese als Voraussetzung für die Gesundheit verstanden wurde, so konnte diese Sauberkeit meist nur durch die Nutzung der „Hirschseife“, der in Wien in allen Kreisen bekannten Kernseife, erzielt werden.

Einen interessanten Bericht gibt es über die französische Auffassung und Umgang mit Hygiene. In der „Belle Epoque“ verfolgten Arzt und Volksschullehrer an staatlichen Schulen in Frankreich ein Ziel. Sie glaubten an den Zusammenhang zwischen Gesundheit und Glück des Menschen. Zur selben Zeit, da Religion als Unterrichtsfach aus den Lehrplänen der staatlichen Schulen verschwand (1822), führte Jules Ferry Hygiene als Pflichtfach ein. Ebenso wie der Unterricht in Ethik, Bürgerkunde und französischer Geschichte, sollte das Fach Hygiene dauerhaft eine starke und „republikanische“ Republik begründen. Es begann eine Erziehung, die auf ein bestimmtes „Körpertraining“ abzielte, so daß Sauberkeit, Körperhygiene, Scham und Moral zu den Tugenden gehörten, die schon den Schülern der Volksschule beigebracht wurden.<sup>492</sup> Die Verhaltensregeln wurden den Schülern über



Persilwerbung, ca 1910

<sup>492</sup> Jütte, Medizin, Gesellschaft und Geschichte, S. 7

Diktate, Lieder und Lektionen eingetrichtert. So lautete zum Beispiel ein Diktat gegen Ende des 19. Jahrhunderts:

Luise hat Angst vor kaltem Wasser. Heute morgen glaubte sie, sich gewaschen zu haben, weil sie mit einem Waschlappen andeutungsweise ihre Nasenspitze berührte; ihr Gesicht ist schmutzig geblieben und ihre Hände schwarz. Da sie sehr schlimm aussah, wollte ihre Mutter ihr kein Küßchen geben.<sup>493</sup>

Die Lehrer an französischen Schulen wurden durch Erlasse verpflichtet, jeden Tag eine „Sauberkeitsvisite“ durchzuführen, die sich auf die „anständigen“ Körperteile beschränkte. Interessant sind auch die Regeln der Körperhygiene von Gymnasiasten in Internaten. Leider fanden wir keine Vergleiche mit Wien, dennoch denken wir, daß dieses Beispiel Ähnlichkeit mit Wiener Praktiken aufwies.

In einer 1914 durchgeführten Studie stellte man fest, daß in Internaten in Rennes nur einmal wöchentlich duschen verordnet wurde und man dies als Fortschritt gegenüber 1860 ansah. Damals war unter anderen in Lille nur alle 14 Tage ein Fußbad verordnet worden.<sup>494</sup> Man muß sich dennoch vor Augen halten, daß diese Praktiken völlig neu waren, in einer Gesellschaft, in der mehr als die Hälfte aus Bauern bestand, die oftmals in einer dicken Schmutzschicht einen Schutz gegen Krankheiten sah und die Kinder einerseits nichts anderes gelernt und gesehen hatten und auch nicht den großen Drang verspürten, eine morgendliche kalte Dusche von vielleicht 10°C kaltem Wasser zu nehmen.

Das Bild der täglichen Reinigung entstand erst langsam. Obgleich die nötigen Voraussetzungen gegeben waren, änderten sich die Praktiken nur langsam. In Frankreich, und wohl nicht nur dort, galt noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts „die Vorstellung, sich bis zum Hals im Wasser zu versenken, als heidnisch“, wie Comtesse de Pange schreibt.<sup>495</sup> Noch am Ende des 19. Jahrhunderts reichte eine Internatsschwester der Schülerin ihr weißes Hemd mit den Worten: „Schau mit den Augen zum Himmel“, um zu vermeiden, daß sie ihren eigenen Körper ansah. Und bis ins 20. Jahrhundert wuschen sich Internatsschüler im bis zum Hals geschlossenen Hemd. Christliche Ethik stellte sich lange Zeit der Hygiene gegenüber. Eine christliche Ethik, deren Sinn für uns heute unbegreiflich erscheint. Während Barockmaler wie Rubens nackte Frauen im Wasser badend zeigten,

<sup>493</sup> Jütte, Medizin, Gesellschaft und Geschichte, S. 8

<sup>494</sup> Jütte, Medizin, Gesellschaft und Geschichte, S. 8

<sup>495</sup> Memoires de la Comtesse de Pange, zitiert bei Paul Leuillot in seinem Vorwort zu Guy Thuillier:

entstand im 19. Jahrhundert eine Prüderie, die mit Logik nichts zu tun hatte. Vielmehr zeigte dieses Verhalten ein gestörtes Verhältnis zum eigenen Körper und die Macht einiger Weniger, die sich die Scham und das Verhalten, vor allem von Internatsschülern, zu eigen machten und diese ausnützten.

Auch hier finden wir wieder Anzeichen, daß mit Wasser Mißbrauch betrieben werden konnte. Nicht, daß das Wasser an sich geschädigt worden wäre, sondern der Konsum desselben wurde abspenstig gemacht. Der Konsum von Wasser zur Körperpflege wurde oft nicht als notwendig, sondern als gefährlich angesehen. Mangelnde Aufklärung über verseuchtes Wasser und absoluter Gehorsam gegenüber den Internatsschwestern führten zur Umkehrung des Gedankens von der Reinheit des Wassers.

Wie weit sind wir von damals entfernt? Nach einer Erhebung von 1984 waschen sich nur 38% der Frauen und 22% der Männer täglich von Kopf bis Fuß. Auch galt über lange Zeit starker Körpergeruch bei beiden Geschlechtern als Ausdruck von Potenz und Stärke im Bereich von Gesundheit und Sexualität.

Es gibt Berichte, daß es in ländlichen Gegenden Frankreichs durch christliche oder heidnische Vorstellungen freitags untersagt war, sich zu waschen. Denn es heißt, daß am Freitag das Wasser auf den Übergang zum Tod verweise. Andererseits verweise das Wasser auch auf den Übergang vom Schmutzigen zum Sauberen, weshalb die Reinigung der Wäsche einen Teil der Symbolik ausmachte. So war am Übergang der Jahreszeiten, meist im Frühjahr die Wäsche an der Grenze zwischen Leben und Tod, zwischen dem „Gevatter Winter“ und dem „Neubeginn“. In den Städten wurde auf diese Symbolik weitaus weniger Wert gelegt.<sup>496</sup>

Wasser wurde und wird auch eine magische, heilende Wirkung zugesprochen. Die Kraft des Heilens geht dabei vor allem von der Wallfahrtsstätte Lourdes aus. Einzelwallfahrten und Gruppenwallfahrten zeugen bis heute von der Überzeugungskraft des Glaubens. Wer fest daran glaubt, daß das Wasser in Lourdes heilend ist, dem mag auch geholfen werden. Denn fester Glaube stärkt das Immunsystem und die Abwehrkräfte des Körpers. Vor allem im Bereich der psychosomatischen Zustände mag das Wasser aus Lourdes seine Dienste erweisen.

---

Pour une histoire du quotidien. (Paris 1977) S. Xf.

<sup>496</sup> André Burguière, Bretons de Plozévet. (Paris 1975) und Yvonne Verdier: Façons de dire, façons de faire. La laveuse, la couturière, la cuisinière. (Paris 1979)

## 5.6 Bademöglichkeit im alten Wien

Es wird erzählt, daß die Babenberger Herzöge eine ansteckende Krankheit von ihren Kreuzzügen mitbrachten – Lepra, eine Krankheit die am schnellsten durch warme Bäder geheilt werden konnte. Aus diesem Grund erlaubte das Stadtmagistrat einigen ausgewählten Personen, Badestuben einzurichten. Jene Bader bildeten später eine eigene Zunft und erhielten nach der von Albrecht IV. im Jahre 1400 erlassenen Badezunft-Ordnung Zunftrechte. Durch diese übernahmen sie auch Pflichten wie Hilfeleistung zur Bekämpfung von Feuersbrünsten oder die Unterstützung der Armen und Kranken etc. Zudem betrachteten es die Bader als Pflicht, den notleidenden Aussätzigen die kostenlose Benützung ihrer Bäder anzubieten, um so ihre Seele von Sünden reinwaschen zu können. Von diesem gottgefälligen Werk leitet sich der Ausdruck „Seelenbäder“ ab.

Das berühmteste Seelenbad war das „Urbätsche Bad“ des Bürgerspitals vor dem Kärntnertor und das „Herzogbad“ hinter St. Pancraz am Hof. Seit 1314 befanden sich an der Stelle, wo sich die Neubadgasse mit der Naglergasse kreuzt. Die Badestube „Wunderburg“ in der Nähe der ehemaligen Elendbastei, seit 1314 dem Juden Liebmann gehörend, und das „Hafnerbad“ seit 1340, waren zwei weitere Badeanstalten. Auch das Werk von Lazius unter dem Titel: „Vienna Austriae, rerum Viennensium Comentarii“ 1546 enthält eine aufschlußreiche Bemerkung über den Standort der Badestuben.

Zehn öffentliche Bäder sayndt zu Wien, eins im Rothgässel (da wäre es heut zu Tage doppelt nöthig; dort herrscht die ewige Pest), und eines bey S. Stephan, nahend bey der Tonau: Das Neubad, so nahend bey der Cantzley und der Burg auff dem Schweinmarckt: die andere seynd hin und wieder in den Gassen der Stadt aufgetheilt (charmant!), Als in der Haffnergasse, das Haffnerbad, bey den Rören das Rorbad, Item bey den Himmel-Porten, und in der Wollzeil.<sup>497</sup>

Manche Handwerker wie Maurer, Steinmetze, Schlosser und Zimmerleute erhielten nebst ihrem Lohn auch wöchentlich ein Badegeld, um gerade diese Bäder nutzen zu können.

In der heutigen oberen Donaustraße machte einst die nicht regulierte Donau eine jähe Biegung und bildete ein „scharfes Eck“. An diesem Eck befand sich eine vom Stadtmagistrat errichtete Überfuhr mit Schiffen. Das „Haus zum scharfen Eck“ gilt in

<sup>497</sup> Die deutsche Übersetzung stammt von Aberman, Rector der Bürgerschule zu St. Stefan im Jahre 1614 in Frankfurt am Main erschienen. - s. Kisch, 1. Bez., S. 199

der Stadtchronik als eines der ältesten Donaubäder und wurde durch die orientalischen Gesandten und Botschafter bekannt, die in der Nähe ihren Wohnsitz nahmen.<sup>498</sup>

Das Schüttelbad ist eines der ältesten Donau-Freibäder in der Leopoldstadt, das Chirugius Zehmayr 1718 eröffnete. 1810 kaufte Fürst Adam Liechtenstein diese Realität samt umliegenden Gärten und errichtete ein Lusthaus und einen Park für beiderlei Geschlechter. Stellwägen fuhren vom Rotenturmtor regelmäßig zum Schüttelbad. Weitere sogenannte Kaltbäder entstanden in der Brigittenau in der Nähe des Augartens, im mittleren Donauarm und im Prater.<sup>499</sup>

Um der armen Bevölkerung die Gelegenheit zur Reinigung und zum Bad zu ermöglichen, errichtete die Stadtverwaltung im Jahre 1799 aus dem Fond der Wiener Großhändler in der Nähe der Taborbrücke zwei große Bäder, getrennt nach männlichem und weiblichem Geschlecht. Die Erhaltung und die notwendige Aufsicht übernahm das Kammeral-Ärarium.<sup>500</sup> Auch die Polizei hatte sich um die Bäder zu kümmern. Ab 1803 galt die Verordnung, daß sich die Polizei um das schnelle Auftauen des Stromes zu kümmern hatte. Sie mußte Wachen an die Stelle des Ueberganges über den Strom stellen, und durch dieselben jedermann ohne Unterschied den Uebergang verwehren lassen“ sollte eine Gefahr auftreten. Auch mußte die Polizei die Benützung von Flußbädern kontrollieren und „Bey Anlegung solcher Badeanstalten und Bäder bedacht seyn, daß sich die Liebhaber des Flußbades [diesem] ohne Gefahr bedienen können.“<sup>501</sup>

Die Geschichte des Theresienbades in Wien XII reicht weit zurück. Bereits 1437 stand an der Stelle des Theresienbades ein Hof mit der Bezeichnung der „Niederhoff an dem Bach gelegen“. Dieser Bach ist die Wien. 1755 entdeckte man im Garten des Gebäudes des Abbé Pohl eine schwefelhaltige Quelle. Sie konnte sowohl für das Bad, als auch zum Trinken genutzt werden.

Anfangs wurde das Wasser nur der kaiserlichen Familie zur Verfügung gestellt. 1773 gab Maria Theresia den Auftrag die Quelle chemisch zu untersuchen. Das Ergebnis

<sup>498</sup> Kisch, 2. Bezirk, S. 199

<sup>499</sup> Kisch, 2. Bezirk, S. 217

<sup>500</sup> J. G. Megerle v. Mühlfeld, Memorabilien des Österreichischen Kaiserstaates, 1. Bd, 1. Abschnitt, IV. A. in Ö aus der Enns, (Wien 1825 und 1927) S. 83

<sup>501</sup> Ulmenstein, Polizey-Katechismus, S. 92

bestätigte die gesundheitsfördernde Eigenschaft des Wassers, das Gelbsucht und Hautkrankheiten heilte. 1822 entdeckte man in der Nähe eine zweite schwefel- und eisenhaltige Quelle. Man grub nach dem Hauptstrom der ersten Quelle und leitete das Mineralwasser in ein Holzbassin. Zuvor war der Ursprungsbrunnen mit einem hölzernen Nebengebäude umgeben, zu welchem eine Stiege bis zum Wasserspiegel und eine gemauerte Nische zum Urbad führte.<sup>502</sup>

Bald darauf wurde mit dem Bau des (Theresien)-Bades begonnen. Es befand sich im Areal zwischen der Ruckergasse, Theresienbadgasse, Meidlinger Hauptstraße und Fuchsgasse. Maria Theresia gilt als Namenspenderin des Bades. Im selben Jahr wurde das Bad fertiggestellt und von J.M. Freiherr von Ehrenfels eröffnet. Diese Mineralwasser-Heilanstalt wurde gegen Krankheiten aller Art, vom Augenleidenden bis zum Rheuma eingesetzt.

1834 gelangte das Theresienbad nach einem Lotteriespiel zur „Auspielung“. Ein im Makulaturpapier aufgefundener und im Besitze des Herrn Karl Himmelmayer, Haubesitzer im XII. Bezirk, befindlicher Subskriptionsschein besagt über die Ausschreibung:

Mit allerhöchster Bewilligung wird durch das k.k. priv. Großhandlungshaus Alexander Schöller in Wien mit einer großen Lotterie ausgespielt: Das nächst Schönbrunn und Tivoli vor den Toren Wiens gelegene Theresienbad in Meidling, samt Schloß, großen Nebengebäuden, Theater, Traiteurie, großen Gärten und Landwirtschaft. Als Ablösungssumme wird dem Gewinner des Theresienbades die Summe von 250.000 fl. W.W. angeboten.

Diese Lotterie enthält 6 Haupttreffer, nämlich: das Theresienbad, fl W.W. 250.000, dann in Barem fl. 30.000 [...].

Abnehmer von fünf Losen bekommen ein rotes Freilos unentgeltlich, solange welche vorhanden sind. Das Los kostet nur 4 fl. Konv. Münze.<sup>503</sup>

Der gesamte Komplex betrug 13.000 Quadratklafter, auf dem das Schloß mit 345 Zimmer und einem Theater von drei Etagen stand. 1881 beschloß die Gemeinde Meidling das Bad um 300.000 Gulden anzukaufen. Im Mai 1902 wurde das Schloß niedergerissen. An derselben Stelle wurde die Kinderschutzstation, ein Tagesheim für 60 Kinder, errichtet. Ebenso wurde 1902 eine Schwimmhalle im Theresienbad errichtet.<sup>504</sup>

<sup>502</sup> Karl Hilscher, Geschichte des Theresienbades in Wien XII. (Wien 1902) S. 5

<sup>503</sup> Hilscher, Theresienbad, S. 9f.

<sup>504</sup> Hilscher, Theresienbad, S. 11



wiedereröffnet. Ein großes Schwimmbassin wurde mit Quaderstein ausgelegt und die Auskleidekabinen an beiden Längsseiten des Bassins ebenerdig angebracht. Über den Arkaden trugen 16 gußeisernen Halbkreisbögen das Dach, welches in alle Räume der Halle genügend Licht einließ. In der Schwimmhalle wurden verschiedene „Douche-Apparate“ und an den Längsseiten der Galerie Tierköpfe angebracht, durch welche sich Wasserstrahlen in das Bassin ergossen. (Eggert errichte als erster die automatischen „Douches“ =Duschen zum Zweck der Wasserersparnis.<sup>506</sup>) Der Baustil entsprach der italienischen Renaissance und zeichnete sich durch feines Stilgefühl aus. Am 1. November 1858 wurde ein „Wärmeapparat“ (eine Heizung) für das Wasser und das Dampfbad für Herren und für Damen in Betrieb genommen.<sup>507</sup> Abgerissen wurde das Dianabad 1997.

Ab 1828 wurde das russische Dampfbad in Mariahilf als „höchstes Glück der Gefühle“ gepriesen. Ähnlich einer Sauna begab man sich zuerst in ein kühles Zimmer, in dem die Raumtemperatur bis auf 42 Grad erhitzt wurde. Dem Gast wurde zugefächelt, bis er richtig schwitzte und dann wurde die Raumtemperatur wieder vermindert, indem Wasser auf die erhitzten Kieselsteine gegossen wurde. Nach kurzem Ausruhen begab man sich in die Schwitzkammer, um dann eine kalte Dusche zu nehmen. Medizinisch gesehen half das russische Dampfbad gegen Gicht, Katarrh und Hautkrankheiten.<sup>508</sup>

In der Marxergasse Nr. 13 wurde am 14. Jänner 1838 das Sophienbad vom Franz Morawetz, einem ehemaligen Tuchscherer, feierlich eröffnet. Unter Protektion der Erzherzogin Sophie entstanden zwischen 1830 und 1837 das Dampfbad und das Kurbad. So einfach das Bad von außen wirkte, so aufwendig und elegant war es innen ausgestattet. Porzellanwannen waren in den Fußboden eingesenkt und jede mit anderer chinesischer Malerei verziert. Ein artesischer Brunnen von 96 Klafter Tiefe und die Dampf- und Duscbäder waren auf das zweckmäßigste eingerichtet. Aber dem ehrgeizigen, inzwischen erblindeten Morawetz genügte dies bald nicht mehr, er wollte eine Sommer- und Winter-Schwimmanstalt errichten und den ganzen Bau erweitern und vergrößern. Daher gründete er 1845 eine Aktiengesellschaft und

<sup>506</sup> Kisch, 7. Bezirk, S. 466f.

<sup>507</sup> Kisch, 2. Bezirk, S. 200f.

<sup>508</sup> vgl. Das Russische Dampfbad in Wien Mariahilf, Liniengasse Nr. 5, errichtet im Jahre 1828.

die Architekten und Baumeister Siccardsburg und van der Nüll erbauten das Sophienbad mit Decken-Traversen-Konstruktion. Da im Winter die Heizkosten in keinem Verhältnis zu den Einnahmen standen, beschloß Morawetz die Schwimmhalle zum Tanzsaal umzufunktionieren, indem er dieselbe mit Brettern eindecken ließ, die Seitenkabinen entfernte und die Beleuchtung durch drei Kronluster sicherte. So wurden die „Rosen-Mädchen-Bälle“ ins Leben gerufen. Später fanden hier der Techniker-, der Concordia- und der Juristenball statt.<sup>509</sup>

Josef Eggert war der erste Initiator, der im Jahre 1843 das Karolinenbad<sup>510</sup> und im Jahre 1852 das Esterhazybad, zwei Volksbäder, ins Leben rief. Schon Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts wollte Eggert ein Volksbad eröffnen. Der große Wassermangel ließ dies aber nicht zu. Erst durch die 1835 eröffnete Kaiser Ferdinands Wasserleitung konnte das erste öffentliche Bad errichtet werden. Auf Anraten des Bürgermeister Czapka dotierte Überfallwasser die Badeanstalten. Eggert nahm großen Anteil an der Wasserfrage des kommunalen Wiens und gilt als Vorstreiter für die Lösung des Wasserproblems. Auch für die Hochquellenwasserleitungen war er aktiv - allerdings als Gegner. Er glaubte, das Projekt würde durch die hohen Kosten scheitern und dem Wassermangel keine Abhilfe geschaffen.

Dennoch kaufte Josef Eggert in der Unteren Gstättingasse Nr. 123, heute Dürergasse 14, ein Grundstück für ein neues Wannensbad. Dieses Karolinenbad befand sich am Rücken des 1961 abgerissenen Esterhazybades. Durch die Errichtung erhielten zwei umliegende Gassen ihre Bezeichnung: Luftbadgasse und Eggertgasse.

Nach der Gründung des Karolinenbad 1843, wollte Eggert auch ein Kaltwasserbad in Mariahilf errichten. So entstand vor der Errichtung des Esterhazybades in der Gumpendorfer Straße, damals Kothgasse, das Kaltwasserbad. Er kaufte das Binderhäusl und bekam Ärger mit dem Besitzer des Sophienbades, seinem unmittelbaren Nachbarn, der behauptete, das ausschließliche Recht für Dampfbäder zu besitzen.

(Wien 1878)

<sup>509</sup> Kisch, 3. Bezirk, S. 492

<sup>510</sup> es bestand auch die Schreibweise: Carolinenbad

Trotz der Streitereien entstand 1852 das zweistöckige Esterhazybad. Im vorderen Trakt befand sich ein Wannenbad, im hinteren Trakt zwei Schwimmhallen, eine für Damen und eine für Herren. 1857 ließ Eggert zur Errichtung eines Luftbades das Haus mit Bewilligung des Fürsten Esterhazy umbauen. Daher wurde das Haus nun „Badhaus zum Fürsten Esterhazy“, kurz: Esterhazybad genannt. Waren früher die Badeanstalten nur im Sommer geöffnet, so war dieses Bad das erste, das im Winter offen hielt. 1868 wurde das Haus zum zweiten Mal umgebaut und es kamen das Gulden- und das Zehnkreuzerbad hinzu. So war der Badespaß für jede Geldbörse geboten: Luftbad, Dampfbad und Schwitzbad in einem Haus. Nach dem Tod Josef Eggerts im Jahre 1888 ging das Bad an seinen Schwiegersohn Johann Presel über. Im Jahre 1982 wurde das Gebäude abgerissen.<sup>511</sup>

Die Wiener Dampf-Waschanstalt wurde in der Leopoldstadt nach englischen Vorbild errichtet. Es handelte sich um eine Kombination aus Badeanstalt und Wäscherei. Unzählige Menschen arbeiteten sechs Tage in der Woche und hatten kaum Zeit, sich um die mühevollen Aufgabe des Wäschewaschens zu kümmern. Die Benützung eines Wannenbades kostete 10-12 Kreuzer. Eine Summe, die von einem Armen nur schwer aufgebracht werden konnte. Sie unterließen lieber das Baden, um das Geld für Nahrungsmittel, für Miete oder für Bekleidung zu verwenden. Dennoch war Sauberkeit für den Körper unerlässlich. Leopold Sommer kam bei seinen Überlegungen in der Broschüre: „Zweck, Errichtung und Erträgnis der neuen Wiener Dampf-Waschanstalten“ zu einer wichtigen Erkenntnis, nämlich, daß der Mangel an Sauberkeit, auch im Zusammenhang mit frischem Trinkwasser, zur Zerstörung der zwischenmenschlichen Beziehungen und damit zur Auflösung der Familie beitragen kann. So schrieb er:

[...] Man denke sich einen fleißigen Unterbeamten oder Gewerbsmann mit Weib und Kindern eingepferchtet in eine enge dunsterfüllte Wohnung. Den ganzen Tag über auswärts beschäftigt, möchte er Abends in seiner Wohnung im Schoße seiner Familie Erholung finden; da findet er aber Alles unsauber, kein reines Bett, kein reines Handtuch, kein reines Tischzeug - Alles ist schmierig, selbst Weib und Kinder. Der Schmutz widert ihn an, er windet [sic!] seiner Häuslichkeit den Rücken, und sucht die Erholung in Kaffeehäusern, Bierlokalen und Kneipen. Das Familienleben geht zu Grunde, denn das Leben außer dem Hause wird ihm zur Gewohnheit, er ergibt sich dem Trunke, dem Spiele oder einer

<sup>511</sup> Kisch, 6. Bezirk, S. 286ff.

Nach anderen Liederlichkeit. [...] Die Kinder werden vernachlässigt, diverse Krankheiten suchen ihn heim.<sup>512</sup>

Den Grund der unsauberen Wohnung sah Sommer aber keineswegs in der unfleißigen Hausfrau, im Gegenteil, sie versucht alles, was sie kann, aber das Reinigen der Wäsche sei eine große Erschwernis. Ärmere Familien hatten keinen Wäschevorrat, der es ihnen ermöglichte, nur alle sechs bis acht Wochen waschen zu müssen. Dieser geringe Vorrat mußte oft gewaschen werden. Doch die Benützung der Waschküche kostete Geld, vor allem das zu verheizende Holz war teuer und das Wasser mußte in die Waschküche erst hinein- und wieder hinausgeschleppt werden. Sollte in der Wohnung gewaschen werden, so füllte sich diese mit unangenehmen Dampf- und Seifengeruch und durchtränkte den Fußboden mit Feuchtigkeit. Im Winter oder bei Regen mußte die Wäsche in der Wohnung getrocknet werden und die stete Feuchtigkeit verursachte Katarrhe und Rheuma. Die Zeit, die allein das Wäschewaschen in einem Haushalt ohne Bedienstete dauerte, verminderte die Zeit, die von der Hausfrau für die Essenszubereitung oder die Kinderbetreuung verwendet werden konnte. Noch viel schlimmer ging es jenen Familien, bei denen die Frauen ebenfalls arbeiten mußten. Wann sollten sie dann waschen?

Ein wenig zur Verbesserung dieser Übelstände sollte die Dampf-Waschanstalt in der Leopoldstadt beitragen. Diese wurde 1854 geplant und sollte folgende Einrichtungen haben:<sup>513</sup> Einen großen Waschsaal mit 56 Waschkabinen, vier Hydroextracteurs, zwei Trockenkammern, 112 Trockengestelle und vier Mangeln. Daneben befand sich ein Bügelsaal mit Öfen zum Heizen des Bügeleisens. Jede Waschkammer des großen Saales war mit drei Trögen versehen, wovon der größere zum Einseifen und Waschen, ein anderer mit Kupferblech beschlagen zum Ausdämpfen und der dritte zum Ausspülen der Wäsche mit Wasser dient. Die reine Wäsche kam dann in einen Hydroextracteur, welcher mit der Hand in Bewegung gesetzt und die Wäsche in höchstens zehn Minuten von 60% des Wassers befreite. Das Winden geschah durch Zentrifugalkraft. Die zu trocknende Wäsche kam für zehn bis 30 Minuten in die Trockenkammer mit gleichmäßig warmer Temperatur. Danach konnte sie gebügelt werden; 30 bis 40 Bügeleisen wurden dazu in diesem Saal zugleich erhitzt.

<sup>512</sup> Sommer, Waschanstalten, S. 5

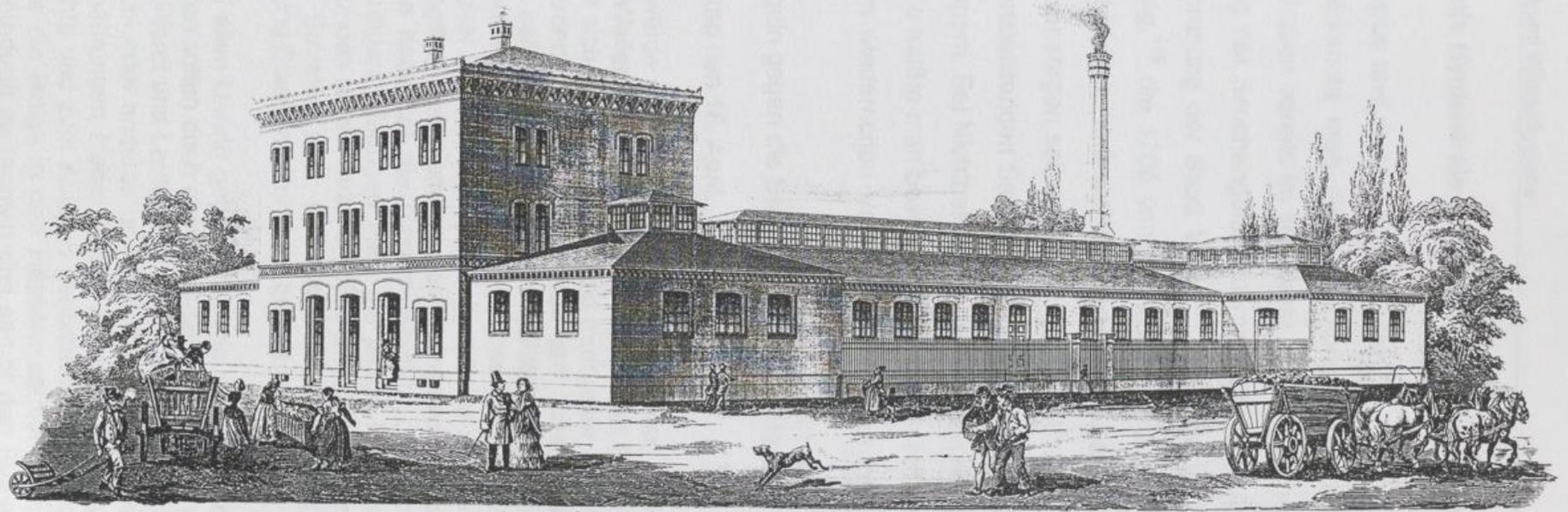
<sup>513</sup> Sommer, Waschanstalten, S. 8f.

Nach dem Wäschewaschen konnte man sich der Körperpflege widmen. Schwitz-, Dusch- und Wannebäder konnten genutzt werden. Die Zimmer lagen gleich neben der Wäscherei.

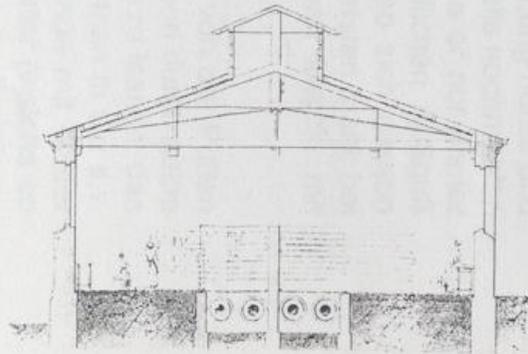
Bezahlt wurde nach Zeit. Jede Person erhielt beim Betreten des Etablissement eine Nummer und die Zeit des Eintritts auf dem Zettel notiert. Bezahlt wurde die Zeit des Aufenthalts im Wäschehaus. Für die Bäder wurde jedoch gleich am Beginn bezahlt, die Benützungsdauer lag meist bei einer Stunde. Für eine fünfköpfige Familie rechnete man in der Waschanstalt etwa zwei Stunden für das Waschen von etwa 50 bis 60 Wäscheteilen. Der Preis sollte für jeden erschwinglich sein.

Diese Waschanstalt und die Errichtung von Bädern, die zum Teil auch von weniger bemittelten Bewohnern der Stadt benutzt werden konnten, halfen zwar die zum Teil katastrophalen hygienischen Zustände zu lindern, dennoch beeinflusste die generelle Wasserknappheit an sauberem Trinkwasser die Bevölkerung massiv.

ERSTE ÖSTERR. DAMPF-WASCH-UND BADEANSTALT  
IN WIEN, LEOPOLDSTADT

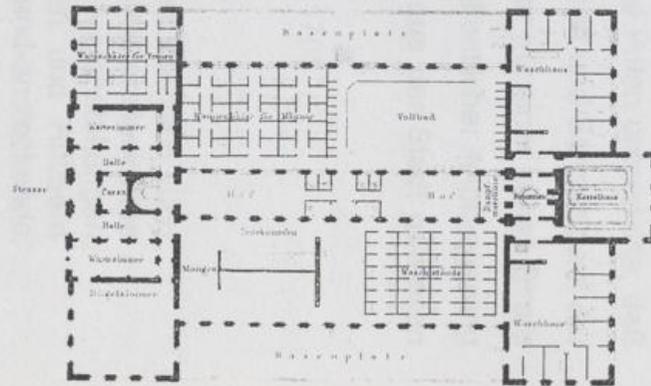


Durchschnitt durch den Trockenschrank.



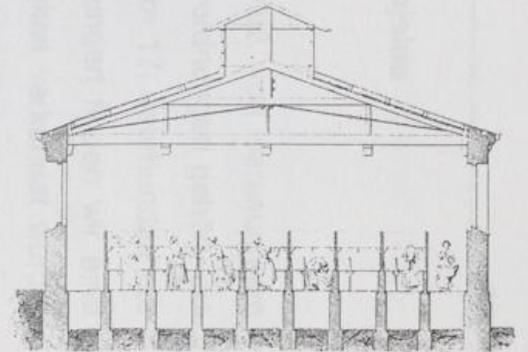
J. Hinderer arch. Anstalt in Wien.

Grundriss.



J. Hinderer.

Durchschnitt mit den Waschkellen.



J. Hinderer Architect.

## 5.7 Mangelnde Hygiene als Anlaß für zwei Wassergroßprojekte

### Cholera, Thypus und andere Krankheiten

Schon früh erkannte man die Ansteckungsgefahr bei Genuß von verseuchtem Wasser. Wir haben bereits im Mittelalter von städtischen Verordnungen gehört, die zur Minderung der Seuchengefahr führen sollten. Ihr folgte im 17. Jahrhundert die Infektionsverordnung der Stadt Wien.<sup>514</sup> Auch im 18. Jahrhundert finden wir eine neue Regelung,<sup>515</sup> die 1705 von der landesfürstlichen Obrigkeit verkündet wurde. Darin wurde befohlen, daß auf eine besondere Sauberkeit auf den Gassen und in den Häusern zu sorgen sei, nachdem man den Ungarn und Polen unterstellte, daß sie an einer ansteckenden Seuche litten. Niemand habe Unrat und Schmutz auf der Gasse abzulagern. Bei Nichtbefolgung dieser Anordnung war mit einer hohen Strafe zu rechnen. So mußte man beim ersten Vergehen mit der öffentlicher Anprangerung rechnen. Beim wiederholten Versuch konnte man bereits aus der Stadt gewiesen werden.

Maßregeln gegen die Seuchengefahr aus dem Jahre 1705

Sambstag den 18. April.

Heute wurde allhier von einer Löbl. Landesf. Obrigkeit öffentlich kund getan: Weilen eine Zeit her in Hungarn und Pohlen einig ansteckende Seuche sich verfühen lasse und man unter anderen Veranstaltungen [...] absonderlich die Sauberkeit auf deren Gässen und Häusern (indem selbe eine sonderbahres Mittel die einreissend-ansteckende Krankheiten zu verhindern und abzuwenden) mit Betrohung hoher und öffentlicher Leibs-Strafen anbefohlen habe; Als werde alls nochmahlen [...] gebotten; daß niemand den geringsten Unrath, wie er nur immer Nahmen habe auf die Gassen werffen, oder schändlichen Außguß darin bringen; wiedrigen Falls die jenige Persohnen so sich dessen unterstünden für die Straff an die Schand-Säulen zum ersten mahl: bei ferners Betreten aber den Setz-Stein auf dem neuen Marckt mit Verweisung Stadt und Burgfried gestelt werden:

[...] und allen Unrath gegen Erlegung eines Kreuzers von der Putten ausführen solten doch stunde Jedermann bevor / solchen durch seine eigene Pferdts und Leutehe in die Donau hinausbringen zu lassen; das Abwasch- oder anderes unreines Wasser aber / solte man in die s.v. Haußtmährungen / oder in die durch die Stadt gehende mit Gätter vermachte und zum Außguß gerichtete Canal und Oerter (welche so wohl als die jenige in den Häusern sauber zu halben zu bedeknen nach Nothdurfft zu raumen und sambt den Rinnen vor den Häusern

<sup>514</sup> Infektionsverordnung der Stadt Wien. Einordnung v. 9. 1. 1679, Codex Austriacus 520

<sup>515</sup> Aus dem Wiener Diarium 1705

täglich mit frischem Wasser zu begiessen wären) hienein  
schütten.[...] <sup>516</sup>

Mit der Zuleitung von Wasser in eine große Stadt ist die Grundversorgung der Bevölkerung noch nicht gedeckt. Wenn für den Abfluß des Wassers zuwenig Vorkehrungen getroffen werden, bilden sich Kloaken. Diese waren besonders katastrophal, wenn der Geologe Eduard Suess zu bedenken gab:

Zu den „anderthalb Millionen Pfund an Exkrementen, etwa anderthalb Millionen Eimer Wasser hinzugeschüttet werden. Denken wir an die vermehrte Durchfeuchtung des Bodens und an die Erscheinungen der Cholera, werden wir einsehen, daß die Bewässerung der Stadt notwendiger Weise ein noch viel größartigeres Unternehmen, nämlich den Umbau des ganzen Netzes von Kloaken, voraussetzt.“ <sup>517</sup>

1803 finden wir im (Versuch eines) Polizey-Katechismus unter § 24 eine weitere Aufforderung zur Überwachung der städtischen Reinlichkeit. Es stellte sich die Frage, durch welche Maßnahmen der Polizei die Reinlichkeit in den Städten verbessert werden konnte. <sup>518</sup> Die Polizei sollte auf die Reinigung der Straßen achten und daß der Gassenkot weggeschafft werde. Sie sollte verbieten, daß der Kehrricht auf die Straße geworfen wurde und Sorge tragen, daß Misthaufen nicht auf der Straße errichtet wurden. Ebenso sollte das Vieh fernab abgesondert geschlachtet werden, um Infektionen auszuschalten und Reinheit zu garantieren. Besonderes Augenmerk galt der persönlichen Reinlichkeit der Bäckerjungen.

Bey denselben muß die Polizey ihre Sorge darauf richten, daß sie ihre Arbeit nicht anders, als in reinlichen, weiß gewaschenen Beckerschürzen verrichten, sich überhaupt der Reinlichkeit befleißigen, vorzüglich in der hierzu bequemen Jahreszeit sich fleißig baden, sich auch zum Brodteige eines reinen Brunnenwassers bedienen. <sup>519</sup>

Im Jahre 1815 wurde die Gesundheitspolizei beauftragt, Gewerbetreibende, die Tuche und Wäsche verkauften, zu kontrollieren. Ein Bett- oder Kleidungsstück, das nicht die nötige Sauberkeit aufwies, konnte ohne weiteres weggenommen werden. Diese Maßnahme kam vor allem bei Trödler- oder auf Tandlermärkten vor. Man wollte damit die Möglichkeit der Verbreitung von Krankheiten eindämmen. Vor allem Arme kauften gerne um ein paar Groschen oder Gulden in den „Pestmagazinen“ ein,

<sup>516</sup> Aus dem Wiener Diarium 1705

<sup>517</sup> Suess, Boden, S. 321

<sup>518</sup> Friedrich Wilhelm von Ulmenstein, Versuch eines Polizey-Kathechismus vorzüglich zum Behufe der Stadt-Polizey. (Leipzig 1803) S. 30

<sup>519</sup> Ulmenstein, Polizey-Katechismus, S. 30

wo sie nicht ausgekochte Wäsche von Toten vorfanden und sich zwar billiger einkleiden, aber auch schneller erkranken konnten.<sup>520</sup>

Grundlegende Maßnahmen zur Errichtung einer staatlichen Gesundheitsverwaltung in Österreich sind auf Maria Theresia zurückzuführen. Nach der Idee ihres Leibarztes van Swieten wurde die oberste Leitung des Sanitätswesen der Sanitäts-Hofdeputation in Wien übertragen. Nach ihren Vorschlägen wurde eine eingehende Verordnung betreffend Seuchenbekämpfung, Totenschau und Bestattungswesen erlassen, aber auch Maßnahmen gegen Kurpfuscherei. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden die Verbesserungen der gesundheitlichen Vorsorge der Bevölkerung durch die Errichtung von Spitälern, Kliniken und Laboratorien erzielt. Auch viele Ordensspitäler erhielten nun Öffentlichkeitsrecht.<sup>521</sup> Die internationale Zusammenarbeit im Bereich der Hygiene begann aber erst um 1850. In Paris fand eine internationale Konferenz zur Bekämpfung der Cholera statt. Bei weiteren Tagungen in Rom 1901 wurde die Bildung eines internationalen Büros für Hygienemaßnahmen beschlossen und 1907 das „Office International d'Hygiene Publique“ in Paris gegründet.<sup>522</sup> Das erste Land, das eine gesamtstaatliche Lebensstatistik einführt, war im Jahre 1748 Schweden.

War es in früheren Zeiten die Pest, die den Menschen Angst und Schrecken verursachte, so war es seit dem 19. Jahrhundert die Cholera, die in Europa wütete. Im Jahre 1830 kam sie nach Europa. Ihre Spur führte von Ostindien bis in unser Land. Es gibt keinen Zweifel, daß sie eingeschleppt wurde. Welche Ursache war aber für den Krankheitsausbruch bei den Stadtbewohnern maßgeblich? War die Höhenlage oder die Wasserhöhe schuld? In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in europäischen Ländern viel darüber diskutiert.

In England war man der Ansicht, daß die höhere oder niedrigere Lage eines Ortes bzw. einer Straße von entscheidender Wichtigkeit sei, und daß die tiefer gelegenen Stadtteile in der Regel mehr zu leiden haben als die höher gelegenen. Aber gerade in Wien wurde deutlich, daß die absolute Höhe nicht das entscheidende Merkmal war. Denn hier haben gerade die hochgelegenen Vorstädte, wie Schottenfeld und Hugelbrunn sehr große Verluste erlitten. Der Geologe Professor Eduard Suess

<sup>520</sup> Nikolaus Theodor Mühlbach: Wien von seiner übelsten Seite betrachtet.[...] Ein Beytrag zur ärztlichen Erhaltungs- und Sicherheitspflege dieser Hauptstadt. (Wien 1815) S. 64f.

<sup>521</sup> V. W. Green, Sauberkeit und Gesundheitsrevolution. Aus dem englischen übersetzt und mit einer Anmerkung versetzt von E.P. Frieser. (Wien 1990) S. 43

<sup>522</sup> Frieser, Sauberkeit, S. 39

vermutete deshalb um 1860, daß der Nährboden der Cholera nicht von der Höhe oder Tiefe eines Stadtteils, sondern von der Feuchtigkeitsmenge des Bodens abhängt. Je feuchter der Boden, desto eher und schneller breitete sich die Epidemie aus. Orte mit höherem Grad an Durchfeuchtung des Bodens haben nämlich generell eine schnellere Zersetzung der sich im Boden befindlichen organischen Substanzen. Bei uns boten die Orte entlang der Donauarme und der Bäche die größten Nährboden an.

Die offenen Wasserläufe innerhalb der Stadt und die zunehmende Verschmutzung durch die ständig anwachsende Bevölkerungszahl führten im Februar 1830 zur Katastrophe. Infolge eines Eistoßes am 28. Februar 1830 trat die Donau aus ihren Ufern und überschwemmte für mehrere Tage das gesamte Ufer.<sup>523</sup> Die Folgen der Überschwemmung waren schlimmer als die unmittelbaren Verwüstungen. Nach dem Rückgang des Hochwassers brach die Cholera zum ersten Mal in Wien aus und wütete besonders in den an offenen, verseuchten Wasserläufen und Mühlgräben gelegenen Wohnstätten sowie in den durch die Überschwemmung betroffenen Stadtteilen der Inneren Stadt, Leopoldstadt, Alsergrund und Roßau.

Die ersten Wiener Todesfälle der Cholera ereigneten sich am 10. August 1831, ausgehend von der Zeughausgasse Nr. 181, am 13. August im Haus Nr. 185, am 16. August gegenüber von Nr. 185 im Haus Nr. 177. Ferner lag am 14. August ein weiterer Erkrankungsfall in Nr. 181 vor. Wenige Tage später war die Seuche in verschiedenen, zum Teil davon sehr entfernten Punkten in ganz Wien ausgebrochen. Dieselbe tief gelegene Stelle der Stadt, in welcher die ersten Cholerafälle im Jahre 1831 auftraten, wurde auch 1855 zum Ausgangspunkt der Cholera. Es war sogar dasselbe Haus, nämlich Zeughausgasse Nr. 181, in dem 1855 die ersten Todesfälle in der Inneren Stadt auftraten.

In Franz Grillparzer finden wir einen Augenzeugen dieser Choleraepidemie. So schrieb er folgenden Bericht am 21. September 1831 in sein Tagebuch:

Die Cholera ist in Wien. Als sie entfernt war, fürchtete man sich; als sie zögerte zu kommen, ward man leichtsinnig, als sie eintrat, und von einzelnen wenigen Erkrankungsfällen mit einem ungeheuren Sprunge an einem Tage anderthalbhundert erkrankten und verhältnismäßig viele daran starben, und noch dazu fast alle aus den beßeren Ständen, ward das Entsetzen allgemein. Ich verhielt mich ziemlich gleichgültig.

<sup>523</sup> Das Wasser in und um Wien. o.A. (Wien 1860) S. 228

Aber, als ich im Gasthause mich an den Tisch setzend plötzlich höre, daß der Advokat Dr. Götz, mit dem ich seit fünf Jahren täglich speisen gewohnt war und auch noch den Tag zuvor gespeist hatte, denselben Morgen nach einem kurzen Übelbefinden gestorben sei, schlug es plötzlich grauenhaft in mich. Ich konnte nicht essen, und die folgende Nacht bekam ich selbst einen Anfall, der, obschon nicht heftig, doch schon ein bedenkliches Symptom zeigte. Die rechte Hand nämlich war für einige Augenblicke eiskalt und bewegungslos geworden, sie erwärmte und belebte sich aber bald wieder. Mit diesem Anfalle war aber auch mein bewegter Zustand vorüber. Widerlich war mir eigentlich nur gewesen, daß ich glaubte, der Cholera-Tod trete in Folge ungeheurer, unleidlicher Schmerzen ein, und die Idee, wie ein verwundetes Tier sich krümmend, sinnlos, im Schmutz ekelhafter Leibesentleerungen aus der Welt zu gehen, empörte mich.

Aber als der Arzt, über einen Krankheits-Anfall viel mehr erschreckt als ich selbst, die irri-ge Idee über die den Tod begleitenden Zufälle genommen hatte, schien es mir gar nicht mehr so schlimm, mitten in einer allgemeinen Kalamität unbemerkt, kaum bedauert, das Los vieler zu theilen. Ja, als ein neuer Anfall, obwohl unendlich schwach, und bald vorübergehend mich verfllossene Nacht aus dem Schlafe weckte, dehnte ich mich mit einer Art Wollust bei dem Gedanken eines so schnellen Überganges in das unbekannte Land. Ich hegte gleichsam die Empfindung des erwachenden Grimms im Unterleibe, schlief aber darüber ein und erwachte gesund und dießseits.

Ich glaube nicht, daß ich an dieser Krankheit sterben werde; sie nimmt wohl nur die, die noch gerne da bleiben möchten.<sup>524</sup>

---

In Folge der Epidemie hatte die Sanitätspolizei bei allen Neubauten Verordnungen erlassen, etwa daß:

- 1) für die nötige Menge an Trinkwasser zu sorgen sei,
- 2) zu beachten wäre, daß im Trinkwasser keine der Gesundheit schädlichen Stoffe zu finden seien und
- 3) im Falle eines Brandes genügend Wasser zum Löschen vorhanden sein mußte.

Diese Maßnahmen zu fordern - war löblich, doch sie zu realisieren - sehr mühsam. Eine der ersten Durchführungen war die Regulierung des Wienflusses. Er war allen schon längst ein Dorn im Auge, glich er doch mehr einer Kloake und weniger einem Fluß. Schmerzen im Magen, in den Gelenken, Zusammenschnüren der Kehle, Delirium und bisweilen tödliche Ohnmachten waren die Folge des

---

<sup>524</sup> Grillparzers Tagebücher, Sämtliche Werke, Historisch kritische Ausgabe. Hg. v. August Sauer. (Wien 1916)

gesundheitsschädlichen Einflusses des Wassers aus der Wien.<sup>525</sup> Ihre Schädlichkeit wurde vor allem nach der Choleraepidemie 1831/32 erkannt. Deshalb baute man zwei Hauptunratskanäle von der Hundstürmerlinie bis zum Donaukanal, um die Aufnahme und Fortschaffen des Unrates aus allen angrenzenden Vorstädten zu ermöglichen. Weiters pflanzte man entlang des Flusses Bäume und Sträucher, um den Geruch zu vermindern.

Noch während der Choleraepidemie im Herbst 1831 begannen die Baumaßnahmen für den rechtsseitigen Wienflußsammelkanal. 1836 folgte der Bau des linken Wienflußsammelkanals. Ab 1839 linksseitig und ab 1843 auch rechtsseitig, waren alle Einmündungen von Haus- und Straßenkanälen in den Wienfluß beseitigt. Der Wienfluß stand mit den Sammelkanälen und den sogenannten Cholerakanälen nur mehr über Regenauslässe in Verbindung.<sup>526</sup>

Hygiene war bis ins 19. Jahrhundert ein eher unbekanntes Wort, der Zusammenhang zwischen verunreinigtem Wasser und Erkrankungen der inneren und äußeren Organe mußte ebenso erst erkannt werden, wie die Notwendigkeit von Hygiene im Bereich der Medizin. Nicht nur Desinfektion von chirurgischen Bestecken war wichtig, auch der einfache Begriff von Sauberkeit durch Waschen der Hände fehlte. Was für uns heute selbstverständlich ist, mußte erst erkannt und umgesetzt werden. Im Jahre 1847 sprach der Wiener Arzt Ignaz Semmelweis über seine Erkenntnis im Bereich der Hygiene:

Ich trage in mir das Bewußtsein, daß seit dem Jahre 1847 Tausende und Tausende von Wöcherinnen und Säuglingen gestorben sind, die nicht gestorben wären, wenn ich nicht geschwiegen, sondern jedem Irrtum, der über Puerperal- (Wochenbett-) Fieber verbreitet wurde, die nötige Zurechtweisung hätte zuteil werden lassen.<sup>527</sup>

Semmelweis hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß an der zweiten Klinik in Wien etwa zehn Prozent der gebärenden Frauen starben, an der ersten Klinik fast 30 Prozent. Und ihre Zahl stieg kontinuierlich. Die Obduktion zeigte stets das gleiche Übel: Entzündung des Bauch- und des Brustfells und Abszesse in großer Zahl. Für Semmelweis wurde es zur Gewißheit, daß es sich hierbei um Blutvergiftung handelte. Die Ursache des Sterbens wurde ihm klar, da die damals im Wiener AKH im Aufschwung befindliche Pathologie nicht weit von der Gebärstation entfernt war.

<sup>525</sup> Josef Knolz, Über den gesundheitsschädlichen Einfluß des Wienflusses und der mangelhaften Wasserversorgungsanstalten in der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. (Wien 1858) S. 2

<sup>526</sup> Wasser in und um Wien, S. 228

Dieselben Ärzte, die sich um Leichen kümmerten, wischten sich nur ihre Hände ab, bevor sie zur Gebärstation gingen. Daß dabei Bakterien der Leichen an den Händen der Ärzte verblieben, die kurze Zeit später neues Leben schenken sollten, war gewiß. Die Bakterien wurden auf die große Wundfläche der gebärenden Frau übertragen und diese starb in Folge an Blutvergiftung. In der anderen Station der zweiten Klinik gab es weniger Tote. Hier hatten die Hebammen und Ärzte nichts mit der Pathologie zu tun und, obgleich die Hygienebedingungen für heutige Begriffe immer noch entsetzlich waren, wurden zumindest keine Leichenbakterien übertragen. Ignaz Semmelweis führte Waschungen ein, wobei Chlorkaltwasser zur Desinfektion diente. Er war von der Notwendigkeit der Waschungen überzeugt, um zu vermeiden, daß Kindbettfieber von außen in die gebärende Frau hineingetragen wurde. Er hatte recht. Die Zahl der Todesfälle sank in den folgenden Jahren. Starben 1843 noch 274 Wöchnerinnen und stieg die Anzahl der Toten im Jahre 1846 auf 459, so sank die Zahl nach Einführung der Waschungen zwei Jahre später, 1848, auf nur 45 Tote.<sup>528</sup> Dennoch sprach sich die Kollegenschaft gegen seine Theorie aus und meinte, das Kindbettfieber werde durch Bakterien in der Luft übertragen. Sie verlängerten die Assistentenzeit Semmelweis nicht und dieser ging in seine Heimat nach Ungarn zurück. Auch dort schlugen seine Versuche fehl, die Ärzteschaft von Hygiene zu überzeugen. Er forderte Waschungen und frischgewaschene Wäsche für die Entbindenden und die Wöchnerinnen. Doch man unterließ die „lästigen Waschungen“. 1865 war man Semmelweis und seinen „Hygienelehren“ überdrüssig. Man brachte ihn wegen verschiedener Umstände nach Wien in die Landesirrenanstalt. Als er seine Lage erfaßte, bekam er einen Tobsuchtsanfall, an dem er starb.

Daß Wasser einen großen Einfluß auf die Gesundheit der Bevölkerung hat, ist unumstritten. Der englische Arzt Simon fand über die Choleraepidemie in London in den Jahren 1849 und 1854 Beweise, daß faulende Stoffe im Trinkwasser die Ausbreitung der Cholera fördern.<sup>529</sup>

Im südlichen Teil Londons versorgten zwei verschiedene Gesellschaften die Bewohner mit Trinkwasser. Beide Gesellschaften schöpften ihr Wasser, ähnlich wie in Wien, ohne Rücksicht auf die einmündenden Kanäle aus der Themse. Beide

<sup>527</sup> Glaser, Wiens große Ärzte. (Wien 1947) S. 111f.

<sup>528</sup> Glaser, Wiens große Ärzte, S.115ff.

<sup>529</sup> Braucht Wien eine neue Wasserleitung?, S. 4

hatten ihr Schöpfwerk unterhalb der Stadt. Im Jahre 1849 brach in London die Cholera aus, und die Kunden beider Gesellschaften erkrankten und starben in fast gleichem Verhältnis. Im Jahre 1852 verlegte aber eine Gesellschaft, die Lambeth-Gesellschaft, ihr Schöpfwerk oberhalb der Stadt und erhielt dadurch Wasser, welches noch nicht mit allem Unrat der Stadt gesättigt war. Die andere, die Bauxhall-Gesellschaft, aber schöpfte nach wie vor ihr Wasser an der alten Stelle unterhalb der Stadt. Im Jahre 1854 brach in London wieder eine Choleraepidemie aus. Was geschah jetzt? Von 10.000 Kunden der ersten Gesellschaft, welche nun reines Wasser lieferte, starben nur 37, während in der ersten Choleraepidemie 1848 die Zahl der Toten 125 von je 10.000 betrug hatte. Von den Wasserabnehmern der zweiten Gesellschaft, die nichts zur Verbesserung ihres Wassers getan hatte, starben diesmal 100 mehr, nämlich 137 von je 10.000 ihrer Kunden.

Aufgrund dieser Erfahrungen behauptete der Arzt John Simon, daß Hunderte, ja Tausende von Menschen hätten gerettet werden können, wenn die oben erwähnte erste Gesellschaft schon vor der Epidemie im Jahre 1849 ein eben so gutes Wasser wie 1854 geliefert hätte. Ähnliche Erfahrungen machte auch Primarius Haller in Wien.

Ich kann bei dieser Gelegenheit eine Erfahrung nicht unerwähnt lassen, welche mir aus einer zwölfjährigen Praxis in der Leopoldstadt erinnerlich ist, die Beobachtungen nämlich, daß bei raschem Steigen der Donau Durchfälle häufig sich zeigten, und es ist mir noch im Gedächtnisse, in einer Frühlingsnacht der vierziger Jahre zu mehreren in der Ankergasse wohnenden Familien gerufen worden zu sein, welche plötzlich von heftigen Cholera ähnlichen Durchfällen ergriffen wurden, und am anderen Morgen erfahren zu haben, daß fast in sämtlichen Häusern derselben Gasse ähnliche gleichfalls glücklich vorübergehenden Erscheinungen vorkamen, welche unbedenklich dem Wasser der Donau zugeschrieben wurden, die binnen wenigen Tagen hoch anschwellen, in die Kanäle eingedrungen war und das Brunnenwasser sichtlich getrübt hatte. Die Praktiker der Leopoldstadt mögen diese Erfahrungen bestätigen oder berichtigen.<sup>530</sup>

In Petersburg wütete 1865 die sibirische Pest, die ebenfalls auf verunreinigtes Wasser zurückzuführen war. Die Berichte stimmten darin überein, daß die Vernachlässigung der Gesundheitspflege und die Sorglosigkeit in der Wohlfahrt des Volkes zur Ausbreitung der Krankheit beigetragen hatten. Denn die Newa (vergleichbar mit der Donau in Wien) diente als Hauptunratkanal und gleichzeitig als

<sup>530</sup> Braucht Wien eine neue Wasserleitung?, S. 5

Trinkwasserzuleitung. Aus all den inländischen und ausländischen Erfahrungen, die von der Wiener Gesellschaft der Ärzte gemacht wurden, kam man zum Ergebnis, daß die Verbesserung der Wasserversorgung Wiens in Angriff genommen werden müsse:

Es sei dem Gemeinderathe bekanntzugeben, daß die Gesellschaft der Ärzte nur durch die Hereinleitung der Quellen von Stixenstein, des Kaiserbrunnens und die Aufgabe der Wasserversorgung Wiens mit geeignetem Wasser als glücklich gelöst erkennen könne und [...] daß die Gesellschaft der Ärzte es als ihre Pflicht anerkennt, von ihrem Standpunkte aus, die Art der Wasserversorgung als die einzig zulässige, weil vorzüglichste, zu bezeichnen und dahin zu wirken, daß derselben der nötige Schutz und die kräftige Unterstützung allerseits zu Theil werde [...] die Hochquellen als ausbauwürdigstes Projekt erschienen. Die Quelle kam, nachdem sie den Kaiserbrunnen mit Trinkwasser versorgte, der im Besitz des kaiserlichen Hofes war, an die Stadt Wien.<sup>531</sup>

Die Sterblichkeit an Typhus sank nach Einleitung der ersten Hochquellenwasserleitung sofort. Die Cholera ist seit dem Jahre 1873, als eine Epidemie Wien heimsuchte und 2854 Todesopfer verursachte und abgesehen von fallweise eingeschleppten Einzelfällen, vollständig verschwunden. Entscheidend für die großen Erfolge in gesundheitlicher Hinsicht war aber nicht nur die Einleitung des Quellwassers in die Stadt, sondern auch die Zielstrebigkeit des Wiener Magistrates, der die Hauseigentümer veranlaßte, das Hochquellenwasser in die Häuser einzuleiten. Um dies zu beschleunigen, wurden Revisionen der Hausbrunnen vorgenommen und in allen Fällen, in denen das Wasser der Brunnen auf Grund der Ergebnisse der chemisch-mikroskopischen Untersuchung als gesundheitsschädlich bezeichnet wurde, dem Hauseigentümer das Einleiten des Hochquellenwassers von Amts wegen aufgetragen. Dadurch wurde erreicht, daß innerhalb eines Jahrzehnts, von 1874 bis 1883, schon 80%, fünf Jahre später, 1888, bereits 91,2% der bewohnten Wiener Häuser innerhalb der Linie mit Hochquellenwasser versorgt waren. In welchen Grenzen der Hauswasserverbrauch hierbei schwankte, ist auszugsweise einem 1895 erschienenen Bericht des Ausschusses für die Wasserversorgung der Stadt Wien des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins zu entnehmen:

Wie bedeutend der tatsächliche Wasserverbrauch in den Wiener Häusern je nach dem Umfange der durchgeführten Installation variiert, zeigen die nachfolgenden, dem Ausschusse auf Grund mehrjähriger Messungen

<sup>531</sup> Drenning, Die I. Wiener Hochquellwasserleitung, S. 18

bekanntgegebenen Daten, nach welchen der durchschnittlich pro Kopf entfallende tägliche Wasserverbrauch:

1. In alten Häusern, wo nur ein Auslauf und zwar zu ebener Erde vorhanden ist, ca. 12 Liter.
2. In Häusern, welche in allen Stockwerken Ausläufe auf den Gängen besitzen, ca. 15-17 Liter.
3. In jenen Häusern, wo die Wasserausläufe in die Wohnungen eingeführt sind, ca. 20-25 Liter.<sup>532</sup>

Der Wasserverbrauch Österreichs lag nach Schätzungen im Vergleich zu Frankreich niedriger. Französische Studien zeigen einen starken Wasserverbrauch im 19. Jahrhundert. Bereits um 1760 schätzte der Mathematiker Deparcier den täglichen Wasserbedarf pro Person auf zwanzig Liter. Um 1850 berechnete Rambuteau 120 Liter pro Person.<sup>533</sup> In Wien wurde der durchschnittliche pro Kopf Verbrauch mit maximal 25 Liter angenommen. Gegen Ende des Jahrhunderts lagen die französischen Schätzungen bei 300 bis 1.000 Liter. Der enorme Anstieg begründete sich durch den industriellen Fortschritt, der für die Stahlindustrie, die chemischen Betriebe und die Dampfmaschinen Wasser nutzte. Sie wurden bei der letzten Studie berücksichtigt. Die Zuleitung des Wassers war nur eine technische Aufgabe, eine weitere gestaltete sich in der Klärung des Wassers. Wurde um 1800 das Wasser noch mit Kohle und Kies geklärt, so wurde diese Reinigung ab etwa 1840 mit Alaun, Chlor und Ozon vorgenommen und eine natürliche Filterung bevorzugt.

Wenn zu Beginn der Einleitung der ersten Hochquellenwasserleitung fallweise noch beträchtliche Überschüsse vorhanden waren, so wurden sie in den späteren achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch die ständig zunehmende Wohnbevölkerung und die stets wachsende Anzahl der an das öffentliche Rohrnetz angeschlossenen Häuser bald kompensiert. Prekär wurde die Versorgungslage in den Wintermonaten, in denen die Zuflüsse in manchen Jahren unter 400.000 Eimer (23.000m<sup>3</sup>) pro Tag zurückgingen und somit die durchschnittliche Tagesquote pro Person unter 30 Liter sank. Zweimal, vom 29. Dezember 1876 bis 10. Februar 1877 und vom 28. Dezember 1877 bis 19. Februar 1878, sah sich die Gemeinde genötigt, den stillgelegten Betrieb der Kaiser Ferdinand Wasserleitung vorübergehend wieder aufzunehmen. Die Maßnahme war nicht unbedenklich. In den mit diesem Wasser versorgten Gebieten kamen zehnmal so viele Typusfälle auf, als in den mit

<sup>532</sup> Drenning, Die I. Wiener Hochquellwasserleitung, S. 20

<sup>533</sup> Jütte, Medizin, Gesellschaft und Geschichte, S. 3f.

Hochquellenwasser versorgten. Dennoch sanken seit Einleitung des Hochquellenwassers die Choleraerkrankungen gegen Null. Dies bestätigte den Zusammenhang zwischen verunreinigtem Wasser, feuchtem Boden und mangelnder Kanalisation.

Schwierig war zu Beginn auch die Einleitung des Wassers in die oberen Stockwerke. Um das Wasser in die Wohnungen und in die höher gelegenen Stockwerke zu bekommen, war es notwendig, daß genügend Wasserdruck vorhanden war. Geschah die Zuleitung des Wassers aus höher gelegenen Quellen, so mußte das natürliche Gefälle den nötigen Druck des Wassers bewirken. Wo dies nicht der Fall war, mußten Hebeapparate in Anwendung gebracht werden, um das Wasser auf die nötige Ausflußhöhe zu bringen. Leider nahm die Wasserqualität ab, wenn das Wasser erst durch Pumpen fließen mußte, ehe es durch die Rohre weitergeleitet wurde. Geleitet wurde es entweder durch offene Gräben, wo es aber leicht verunreinigt werden konnte, oder es floß durch Kanäle aus Ziegelstein. In früheren Zeiten verwendete man Röhren aus Holz, Blei oder auch Kupfer. Eiserne Röhren speziell für Wasserleitungen wurden zuerst in Frankreich im Jahre 1672 erzeugt. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts verwendete man Guß- oder Schmiedeeisen.<sup>534</sup>

Es mag nicht verwundern, daß die Sterbefälle nach Typhuserkrankungen bald von 1,7‰ auf 0,04‰ der Bevölkerung sanken, nahezu in einem linearen Verhältnis zum Ausbau des Rohrnetzes bzw. zum Anschluß der Häuser. Erkrankungsgefahr bestand nicht nur durch Seuchen wie Cholera oder Typhus, Krankheitserreger fanden sich auch in unsachgemäß verlegten Wasserleitungen. Wenn wir auf der Karte den Verlauf der Siebenbrunner Wasserleitung betrachten, so sehen wir, daß das Zusickerungsgebiet jener Wasserleitung im Bereich des protestantischen Friedhofes und auch zum großen Teil im Gebiet des Matzleinsdorfer Friedhofs lag. Wo immer man in die Schottergruben zwischen den Friedhöfen und dem Sammelkasten hinabstieg, traf man Feuchtigkeit in den unteren Lagen des Schotters. Unmittelbar über dem Tegel und an gewissen Stellen war es den Arbeitern verboten, diese wasserführende Schicht zu durchgraben, weil der Ertrag der Wasserleitung leiden könnte. Ein Teil des Wassers sickerte durch Gräber, bevor es in die Saugkanäle gelangt. In Frankreich wurde sogar verboten, ohne besondere Ermächtigung einen Brunnen weniger als 100 Meter von einem Friedhof entfernt

<sup>534</sup> Stadler, Wasserversorgung, S. 21

anzulegen. Im Pariser „Cimitière de L'Est“ starben 1852 drei Männer in einem Keller, in dem Wasser durch einen nahen Friedhof infiziert worden war. Auch Leichengeruch war stark bemerkbar. Während in Paris der Umstand, daß die Drainage des Friedhofes Mont-Parnass unter einem Teil des Faubourg St. Germain durchsickerte, die größten Bedenken hervorrief, sammelte man in Wien auch Wasser, das unter großen Friedhöfen floß und führte es als Trinkwasser der Stadt zu.<sup>535</sup>

Doch bevor wir uns mit der Errichtung der Hochquellenwasserleitungen beschäftigen, blicken wir nochmals zurück. Wir kennen nun die Probleme des Volks rund um die Wasserversorgung und widmen uns wieder dem Bau der Wasserleitungen. Zuvor genannte Probleme werden nämlich nun zum Anreiz, zwei Wasserleitungen zu spenden. Die eine stammt von Albert von Sachsen Teschen, die andere von Kaiser Ferdinand.

[...] Zur gleichen Zeit, wo die Parzellierung und Verbauung der ehemaligen Ackerbreite in Angriff genommen und die neue Vorstadt Breitenfeld im Entstehen war, nahm Herzog Albrecht, einem testamentarisch ausgesprochenen Wunsche seiner 1796 verstorbenen Gattin, der Erzherzogin Christina nachkommend, die Durchführung der ersten öffentlichen Wasserversorgung, später als „Alberinische Wasserversorgung“ bekannt, in Angriff.<sup>536</sup>

Auch bei Walter Koschabitz und Salma Kotta erfahren wir:

In größter Treue erfüllte Albrecht alle ihre testamentarischen Verfügungen. Die Erziehung des als Sohn adoptierten Erzherzogs Carl, des späteren Siegers von Aspern, den Bau der Trinkwasserleitung, die Stiftung von 50.000 Gulden für ein Blindenheim, der Bau des Wasserkanals in Ungarn zur Entsammlung und vieles mehr.<sup>537</sup>

<sup>535</sup> Suess, Boden, S. 255

<sup>536</sup> v. Kries, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, 1735-1822.